

Reinhard Sieder

Erzählungen analysieren – Analysen erzählen¹

Praxeologisches Paradigma, Narrativ-biographisches Interview,
Textanalyse und Falldarstellung

1. Die Entstehung eines praxeologischen Paradigmas in den Sozial- und Kulturwissenschaften

Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre vollzog sich in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine – wie wir heute wissen – nachhaltige Wende: Zunächst wurden die Debatten über das Paradigma des in den Sozial- und Kulturwissenschaften des Westens dominanten Strukturfunktionalismus wie auch über den in diversen anderen fachwissenschaftlichen Ausprägungen vorherrschenden Strukturalismus immer intensiver geführt. Gemeinsam war aller Kritik die Erörterung des dort wie da *objektivistischen* Verständnisses von ‚Struktur‘. Dieses gründete auf dem okzidentalen Dualismus von Objekt und Subjekt, in dem jedwede ‚Struktur‘ der objektiven Seite, jedwedes Handeln und Deuten der subjektiven Seite zugewiesen wurde. Der objektiven Seite des Strukturellen wurde die Kraft zugeschrieben, das subjektive Wahrnehmen, Deuten und Handeln weitgehend zu bestimmen bzw. zu determinieren. Der subjektiven Seite wurde kein aktiv gestaltender Anteil an den Strukturen beigemessen. Über Fächergrenzen hinweg führte die Kritik zur Auffassung, dass sich die Strukturen der Sprache, der Verwandtschaft, der diversen sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Systeme nicht aus sich selber erhalten. Strukturen entstehen vielmehr aus sozialen Interaktionen. Strukturen jedweder Art existieren nicht ohne

¹ Der Beitrag wurde für den Band von Karl R. Wernhart/Werner Zips (Hg.), Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation. Eine Einführung, 4. gänzlich überarbeitete und erweiterte Auflage 2014, inhaltlich ergänzt und überarbeitet und mit Hinweisen auf neueste Literatur versehen. Die vorliegende online-Fassung enthält gegenüber der im genannten Band erschienenen Fassung einige Berichtigungen und Ergänzungen.

den Vorgang der aktiven *Strukturierung* (Anthony Giddens durch menschliche Akteur*innen und nicht-menschliche Aktanten der Gesellschaft).

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu lieferte Mitte der 1970er Jahre eine *Theorie der Praxis* und eine Reihe von theoretischen Werkzeugen, die diesen Prozess der Strukturierung empirisch fassbar machen sollten: „Akteur“, „Habitus“, „Feld“, „Praktik“, „symbolisches Kapital“, „soziales Kapital“, „kulturelles Kapital“, „wirtschaftliches Kapital“ und einige andere (Bourdieu 1976, 1987a, 1987b, 1990, 1994, 1996). Die von Karl Marx erstmals angesprochene Herstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Praktiken der ‚Subjekte‘ unter ihnen aufgezwungenen Bedingungen und Verhältnissen sollte damit untersucht werden können, ohne in die Verkürzungen des Objektivismus (u.a. jene des Marxismus) und des Subjektivismus (u.a. jene einer idealistischen, historistischen Geschichtswissenschaft) zu geraten. Abgeleitet vom Begriff *Praktik* wird seither vom *praxeologischen* Modus historisch-sozialwissenschaftlicher und historisch-kulturwissenschaftlicher Erkenntnis gesprochen.

Zu Lebzeiten Bourdieus leistete der britische Soziologe Anthony Giddens mit seiner *Theorie der Strukturierung* eine weitere begriffliche Präzisierung: Er sprach von der „Dualität von Struktur“ (*duality of structure*): „Die Idee der Dualität von Struktur ist hier zentral, da die Strukturen sowohl als Bedingung als auch als Folgen der Produktion von Interaktion in Erscheinung treten. Alle Organisationen oder Kollektive ‚bestehen‘ aus Interaktionssystemen und können als Strukturen analysiert werden: aber als Strukturen hängt ihre Existenz von der Art und Weise der *Strukturierung* ab, durch die sie reproduziert werden“ (Giddens 1984: 194).

Bourdieu und Giddens verabschiedeten den alten Struktur-Objektivismus: „Die Strukturmomente sozialer Systeme existieren nur insofern, als Formen sozialen Verhaltens über Raum und Zeit hinweg permanent reproduziert werden“ (Giddens 1988: 34). ‚Struktur‘ ist in diesem Paradigma nicht mehr nur einschränkend, zwingend, apart und heteronom; sie *ermöglicht* Handeln (nach Max Weber ist dies jedes von menschlichen Akteuren mit Sinn und Bedeutung verbundenes Handeln) und *soziales* Handeln (das auf andere Menschen bezogen ist, wobei die menschlichen Akteur*innen Aktion und Reaktion des oder der Anderen

vorherzusehen versuchen). ‚Struktur‘ ist – in dieser Weise erstmals post-strukturalistisch oder auch praxeologisch gedacht – das fortlaufend hergestellte, nie stillgestellte Resultat von *strukturierendem* Handeln. Wer handelt strukturierend? Nicht allein heroische Individuen und auch nicht nur anonyme Kräfte etwa eines Marktes oder technische Apparate wie Verkehrssysteme (diese werden hier im Weiteren als ‚Aktanten‘ von menschlichen Akteur*innen unterschieden) erschaffen und reproduzieren die soziale Welt, sondern alle Akteur*innen in allen sozialen Systemen.

Bei allen Unterschieden ist der post-strukturalistischen oder auch praxeologischen Denkweise in allen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen die Meta-Frage gemeinsam, wie Menschen ihre soziale Welt wahrnehmend, interpretierend und kommunizierend konstruieren und sie also konstruierend und interaktionell mit erzeugen. Diese Frage wurde in der Soziologie vor allem von Alfred Schütz und Thomas Luckmann in ihrem Buch „Strukturen der Lebenswelt“ (Schütz/Luckmann 2003) ein erstes Mal grundlegend formuliert.

Das praxeologische Paradigma entstand und verbreitete sich in den folgenden Jahrzehnten durch eine ‚intellektuelle Begegnung und Verbindung‘ (*merging*) einiger Richtungen oder Ansätze: der post-strukturalistischen Kritik am frühen Strukturalismus, einer neuen Theorie der Praxis (Bourdieu, Giddens u.a.), und der an Alfred Schütz anknüpfenden ‚Schule‘ des Symbolischen Interaktionismus (Mead, Blumer, Garfinkel, Goffman u.a.) wie auch der britischen Cultural Studies (Hall u.a.). Diesem *merging* ist vor allem zu verdanken, dass das *alltägliche* Handeln und das *Alltagsleben* ein Forschungsgegenstand der Sozial- und Kulturwissenschaften werden konnte. Für historisch denkende Sozial- und Kulturwissenschaftler*innen gilt seither, dass alles Wahrnehmen, Deuten und Handeln in Raum und Zeit sowie in je spezifisch ‚vermachteten‘ Verhältnissen der politischen, ökonomischen, religiösen usw. Herrschaft situiert ist. Es gilt weiters, dass es kein Alltagsleben ohne den Einsatz von Wissen, Macht und Herrschaft gibt. Dies wurde u.a. von Michel Foucault überzeugend argumentiert. Viele seiner diesbezüglichen Formulierungen fanden Aufnahme in das praxeologische Paradigma (vgl. Foucault 1994: 243 ff.).

Die kritische Abkehr vom frühen Strukturalismus Levi-Strauss'scher Prägung hatte – etwas vereinfacht – folgenden Grund. Levi-Strauss hatte die Rekonstruktion von *Geschichte* ausdrücklich zugunsten der Frage nach möglicherweise wirksamen synchronen, ahistorischen, als zeitlos determinierend gedachten Strukturen der Sprache, der Verwandtschaft und anderer Systeme von der Agenda der „strukturalen Anthropologie“ genommen. Somit aber konnte die strukturale Anthropologie eine Frage gar nicht stellen, geschweige denn beantworten: Menschen treffen in ihrem Leben immer schon auf die Resultate ihres eigenen Handelns und des Handelns vieler Anderer. Sie werden in eine (fortlaufend reformierte) Sprache sozialisiert und treten darüber in eine permanent strukturierte und ‚vermachtete‘ Welt der Vorstellungen, Institutionen und Systeme ein. Wie können sie, derart „sozialisiert“ und „vergesellschaftet“, mit Habitus ausgestattet, ihre Lebensumstände, ihre Arbeitsverhältnisse, ihre sozialen Systeme, nicht zuletzt auch sich selber gestalten, gar verändern? Und nicht zuletzt: Wie wirkt ihre Handlungs- und Gestaltungsmacht, ihre *agency* im Sinne E.P. Thompsons, auf die jeweils bereits strukturierten Verhältnisse ein?

An diesem Punkt war nun im Zuge einer poststrukturalistischen Wende doch wieder historisch-dialektisches Denken erforderlich.

Bourdieu, Giddens u.v.a. lieferten dazu wichtige Argumente, von denen hier nur im Folgenden nur einige wenige hervorgehoben werden sollen. So argumentierte Bourdieu: Akteurinnen und Akteure nehmen die strukturierten Verhältnisse in sich hinein (verinnerlichen sie), um das Verinnerlichte in ihrem sozialen Handeln wieder zu entäußern. Allerdings, so füge ich erläuternd hinzu, nicht wie eine „triviale Maschine“ (Heinz von Förster), deren *output* mit dem *input* linear korrespondiert, sondern auf eine interpretierende, fühlende, denkende und leibliche Weise. Sie *strukturieren* die gesellschaftlichen Verhältnisse in allen ihren Interaktionen und werden zugleich selber durch die hier jeweils geltenden Regeln, die die sozialen Verhältnisse, Beziehungen und Ressourcen strukturieren, strukturiert. Dies gilt nicht zuletzt auch für ihre Körper und ihre körperlichen Erlebnisse – was u.a. in Fragen der Sexualität Perspektiven veränderte. Dass es dabei verschieden mächtige Handelnde, dass es auch blindes Handeln und

unvorhersehbare Resultate des Handelns gibt, ändert nichts. Wie der britische Soziologe Anthony Giddens hervorhob, sind menschliche Akteur*innen bei aller relativen Gestaltungsmacht ihrer unmittelbaren Lebensverhältnisse „imperfekt“. Eben deshalb, weil sie interpretieren und deuten, entwerfen und voraussehen müssen, irren sie sich auch immer wieder. Im Lauf ihrer *Handlungsserien* beobachten, reflektieren und interpretieren sie sich selber (*Self-monitoring*) und rekurren in ihren Deutungen, Wahrnehmungen und Interpretationen auf eine Vielzahl von differenten Deutungen und Meinungen in ihrer Alltagswelt. Sie nehmen aber auch an spezifisch organisierten Diskursen der Religionen, der Künste und der Wissenschaften teil. Sie kommunizieren und interpretieren die ihnen zugänglichen ‚Deutungsangebote‘. Sie orientieren sich in einer Art historisch-gesellschaftlichem Bewusstsein an Sitte und Tradition, Religion und Recht, an charismatischen und führenden Persönlichkeiten, in rezenten Gesellschaften auch an Deutungen, Entwürfen und Bildern, die über elektronische Medien und Printmedien in ihre Lebenswelten gelangen. All dies tun sie aber nie, ohne die angebotenen und zugänglichen Deutungen zu interpretieren und sie auf ihren Nutzen und auf ihre ethisch-moralische Richtigkeit zu befragen.

Ziehen wir eine erste Zwischenbilanz: Das praxeologische Paradigma räumt dem Wahrnehmen, Deuten und Handeln menschlicher Akteur*innen einen anderen Status ein als der ältere ethnologische Kulturrelativismus oder der idealistische Historismus der Geschichtswissenschaften: Weder sind die Akteur*innen frei, ihren eigenen Willen durchzusetzen, noch werden sie gänzlich durch äußere Umstände, Verhältnisse oder mächtigere Personen bestimmt (determiniert). Grenzfälle stellen jene besonderen Institutionen dar, die den Handlungsspielraum der Akteure absichtsvoll und mit spezifischen Techniken weitestgehend reduzieren: das Lager, das Gefängnis, die psychiatrische Klinik, das Erziehungsheim. Aber selbst in diesen „totalen Institutionen“ (E. Goffman) findet Deutung, Interpretation und davon angeleitetes Handeln, mitunter auch widerständiges oder resistentes Handeln, auch selbst-zerstörerisches Handeln statt. Strukturiert sind nicht nur die Verhältnisse der Akteurinnen und Akteure;

strukturiert sind nicht nur die Sprache, die Flurformen oder das System der Verwandtschaft; strukturiert sind auch alle Bindungen und Beziehungen, die menschliche Akteur*innen zueinander eingehen. Strukturiert sind sogar ihre Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen durch Regeln und Prinzipien, die sie leiten, durch psychische Strukturen, Gewohnheiten und Dispositionen, nicht zuletzt durch die Sprache, die limitierte, aber nicht unveränderliche Möglichkeiten der Unterscheidung und der Benennung anbietet. Die Grenzen der Sprache sind die (je gegebenen) Grenzen des Denkens (Wittgenstein, Peirce). Doch selbst die Sprache – der Ausgangspunkt und das Modell alles strukturalistischen Denkens bei Levi-Strauss – wird als von Akteur*innen gesprochene Sprache (fr. *parole*) stetig verändert, sie ist bei aller Trägheit ihrer Strukturen nicht ahistorisch. Zwar verändert sie sich für die Akteur*innen fast unmerklich, aber doch permanent durch alle, die im Alltagsleben zu praktischen Zwecken sprechen, und auch durch all jene, die zu wissenschaftlichen oder anderen Zwecken eine Fachsprache entwickeln und nutzen. „Semiosis“ nannte das Charles Sanders Peirce, der die Zweierheit von Signifikant und Signifikat zu einer Dreierheit erweiterte: *object – sign – interpretant* (Nagl 1990).

2. Folgen des praxeologischen Denkens für Sozial- und Kulturwissenschaften

Welche Auswirkungen hat das skizzierte praxeologische Paradigma auf die historisch denkenden Sozial- und Kulturwissenschaften, u.a. auf Sozial- und Kulturanthropologie, eine jüngere europäische Ethnologie, oder eine rezente Sozial- und Kulturgeschichte? Die poststrukturalistische Auffassung dessen, wie Akteur*innen durch ihr Wahrnehmen, Deuten und leibliches Handeln an der *fortlaufenden Konstituierung von Gesellschaft* beteiligt sind, modifiziert die Vorstellung von der Historizität der Welt und mithin auch die Vorstellung davon, was zu jener Welt oder zu jenem Ausschnitt der Welt zählt, die von den Kultur- und Sozialwissenschaften empirisch (re-)konstruiert, erzählt und erklärt wird.

Akteur*innen, Orte, Praktiken und Vorstellungen, Ideen und Ideologien, Magien und Imaginationen, die im Paradigma des kolonialistischen, imperialistischen, nationalistischen Historismus respektive Kulturrelativismus noch kaum Aufmerksamkeit fanden, werden in den Rang von historisch-ethnologischen bzw. sozialanthropologischen Phänomenen gehoben. Im praxeologischen Paradigma interessiert nicht mehr nur die zeitlose synchrone ‚Struktur‘ (im Sinn des primären oder frühen Strukturalismus), sondern auch das *Ereignis*, in dem sich Strukturelles manifestiert und zugleich transformiert. Es interessiert nicht nur ein Zustand eines Dorfes, eines Stadtviertels, einer politischen Institution, sondern auch der *Prozess* ihrer fortlaufenden Veränderung. Das Strukturierte wird (post-strukturalistisch) re-historisiert.

Das kann nicht ohne jene Instanzen erfolgen, die die Veränderung des Strukturierten erzeugen: Wahrnehmung und Deutung, Körper und Leib, Phantasie, Magie und Mythos sind Aktanten in sozial-kulturellen Systemen. Das gilt für Systeme aller Art und aller Zeiten: für das osmanische Militär und die US Air Force, für eine westliche Demokratie und die russische Gutsherrschaft, für Manhattan und ein kabylisches Dorf. Licht fällt dabei jeweils von außen nach innen und von innen nach außen: Die ‚äußere‘ oder ‚innere‘ hierarchische Ordnung (Struktur) eines Militärapparats beispielsweise wird durch Offiziere und Soldaten verinnerlicht; das Verinnerlichte bringen sie durch ihr Handeln *nach außen* und so strukturieren sie ihre militärische Einheit (ihre Kaserne, ihre Kompanie usw.) als Lebenswelt im Sinne von Alfred Schütz.

Wenn aber „das Innere“ und „Verinnerlichte“ , das wir in den Kultur- und Sozialwissenschaften auf verschiedene Weise – als Handlungsmuster, als Habitus, als Psychisches, als Mentales oder sonst wie fassen, ebenso konstitutiv ist für Gesellschaft wie die Struktur einer Staats-Verfassung, weil beide erst in ihrer dialektischen Bezogenheit aufeinander eine „soziale Welt“ konstituieren, bedeutet das für post-strukturalistische Humanwissenschaften: Auch das Imaginäre, auch Wünsche, Ängste, Phantasien, Magien, Mythen, Ideologien sind nicht bloß Nebel über der Landschaft, auch nicht nur eine ‚Zutat‘ zum Realen, das beschreiben mag, wer zum Psychologisieren neigt. Das Imaginäre konstituiert die sozial-kulturelle

Welt mit. Dabei allerdings befindet es sich stets ‚in Konkurrenz‘ mit einer einfachen oder komplexen Ökonomie, mit Religionen, mit Rechtssystemen usf. Es ist unmöglich, das Reale der Gesellschaft, eines sozialen Systems oder eines personalen Akteurs zu fassen, ohne deren Imaginäres und ohne den symbolischen (zeichenhaften) Ausdruck des Imaginären mit zu begreifen.

Für Sozial- und Kulturwissenschaften folgt daraus, Methoden und Techniken zu entwickeln und anzuwenden, die geeignet sind, nicht nur die äußeren formalen Strukturen und nicht nur das Symbolische, sondern auch die inneren und inner-personalen Strukturen wie Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster, gebunden an Körper und Leib, an das Imaginäre und Symbolisierte der Akteur*innen zu rekonstruieren. Dies kann nur mittels Erhebung, Dokumentation, Analyse und Interpretation ihrer Erinnerungen, Erzählungen und Mythen, Bilder, Möbel, Architekturen und anderer Artefakte – also empirisch im Wortsinn – bewerkstelligt werden.

Alle diese textlichen oder textähnlichen symbolischen Strukturen zu interpretieren und zu analysieren erfordert „methodisch kontrolliertes Fremdverstehen“ (Schütze 1973: 433 ff.). Dabei interessiert nun aber auch nicht nur jenes ‚objektivierbare‘ Wissen, das die kulturrelativistische und auch die strukturalistische Feldforschung den Erzählungen von sogenannten Gewährspersonen im Wortsinn ‚entnahm‘ (so Begriffe für Verwandtschaftsgrade, aus denen Levi-Strauss ein System der Verwandtschaft konstruierte). Polythematische mündliche und schriftliche, von den Forscher/innen audiovisuell gebundene oder bloß aus dem Gedächtnis niedergeschriebene Texte, Videotexte, Filme etc. werden „als Protokolle“ des Wahrnehmens, Deutens und Handelns in einer sozial-kulturellen Welt gelesen und interpretiert (Soeffner 1989).

Dem entspricht weitgehend die kulturanthropologische Auffassung von Clifford Geertz, alles Kulturelle sei nicht nur symbolisiert, sondern auch wie ein Text und sehr oft, aber nicht nur, aus Texten zu lesen. Geertz hat damit schon in den 1970er Jahren die interpretative (semiotische) Wende in Sozial- und Kulturwissenschaften angestoßen. Briefe, Gutachten, Erzählungen aller Art werden als Protokolle sozialer Interaktionen gelesen – und nicht mehr – wie in der älteren hermeneutischen

Tradition – für Abbildungen gehalten. Diese Wendung der 1970er Jahre wird in den Sozial- und Kulturwissenschaften als *interpretive turn* bezeichnet. Daran schloss sich die „writing culture“-Debatte. Sie thematisierte zum einen die Gefahr, das kulturell Symbolisierte von den materiellen Möglichkeiten, Zwängen und Interessen abzukoppeln. Zum anderen stellte sie das damit verbundene Deutungsmonopol der Kulturanthropologie in Frage. War Geertz der einzige einsame weiße Held, der das kulturelle System des balinesischen Hahnenkampfes in die westliche Wissenschaft übersetzte? Und war seine Sicht auf den Hahnenkampf nicht ebenso einem epistemischen Westzentrismus unterworfen wie alle Spielarten kolonialer Wissenschaften vorher?

Die Selbstbegründung der älteren *Hermeneutik*, die in allen Geisteswissenschaften bis in die 1960er und 1970er Jahre vorherrschte, gilt aus einem Grund als überholt: Sie ging davon aus, dass es grundsätzlich möglich sei, den Sinn der Äußerung eines/einer Anderen *intuitiv* zu verstehen, weil sie einer historischen Kontinuität des Erfahrungszusammenhangs aller Menschen angehörten (Gadamer 1975). Spätestens seit den *cultural and interpretive turns* und mit der Auseinandersetzung um *Postcolonial Studies* schwand der Glaube an diesen einen, gemeinsamen Erfahrungszusammenhang. Die seither unternommene Methodisierung der Textanalyse, die die Eigenzentriertheit kontrollieren und polythetische Interpretationen einführen will, führte keineswegs, wie eine Befürchtung lautete, in eine „poetisierende Erzählkunst“. Auch die eingangs besprochenen praxeologischen Theorien förderten die Verfeinerung der Erhebungs- und Analyse-Methoden zum Zweck der Rekonstruktion von strukturierenden Praktiken und praktizierten Strukturen. Das Problem dieser Forschung ist jedenfalls eher die Sprödeheit ihrer Darstellungen als die Poesie ihrer Bilder.

Historisch-empirische Sozial- und Kulturwissenschaften sind fundamental auf die Interpretation der Äußerungen von Akteur*innen angewiesen. Im Unterschied zu älteren Ethnografien übersteigen sie jedoch die subjektiven Sinnhorizonte, indem sie ihre sozio-kulturelle und materielle Bedingtheit wie auch ihre Auswirkungen

herausfinden wollen. Anders gesagt: Was sie ebenso wie der von den Subjekten intendierte (manifeste) Sinn interessiert, sind die historisch-gesellschaftlichen Bedingungen des subjektiven Handelns und Deutens. In genau diesem Punkt überschreiten sie die (subjektivistischen) Grenzen der älteren Hermeneutik.

Um nun die aus den genannten Gründen unverzichtbaren Erzählungen über alltagsweltliche Praktiken hervorzubringen, benutzen die Sozial- und Kulturwissenschaften immer öfter offene und qualitative Formen des Interviews. In geschichtswissenschaftlichen, ethnologischen und soziologischen Forschungen wurden das *narrative* Interview und das *lebensgeschichtliche Interview* bzw. ihre Kombination im *autobiografisch-narrativen* Interview in den letzten Jahren guter Standard. Der Begriff sagt schon, dass das autobiografisch-narrative Interview dazu dient, *Erzählungen* über ‚selbst Erlebtes‘ zu stimulieren und zu dokumentieren. Ich werde kurz skizzieren, wie ich diesen Interview-Typ gestalte und verwende. Danach werde ich ein Modell der Textinterpretation und -analyse vorstellen, das ich den allermeisten Erzähltexten für angemessen halte. Beide Methoden sollen nicht als Rezepte, sondern als erprobte Möglichkeiten qualitativen Forschens und Analysierens verstanden werden. Im letzten Abschnitt werde ich noch kurz Möglichkeiten der Darstellung der Forschungsergebnisse besprechen. Allzu oft bleibt die Darstellung eine geheimnisvolle Kunst, die sich angeblich allein dem schriftstellerischen Talent des Autors/der Autorin verdankt.

3. Das narrativ-biographische Interview

In etwa nach Fritz Schützes Vorschlag eines modularen Aufbaus des narrativen Interviews (Schütze 1978) unterscheide ich folgende Phasen:

1. Kontaktaufnahme und Gesprächsvereinbarung
2. Selbstvorstellung des Forschers/der Forscherin
3. Erzählaufforderung (Einladung)
4. Eingangserzählung
5. Immanentes (rückgreifendes) Nachfragen
6. Exmanentes Nachfragen

7. (Eventuell: Rekonstruktion von Praktiken hoher Alltäglichkeit)

8. Reasoning

9. Nachgespräch und Verabschiedung

Die erste Schwierigkeit, die erörtert werden soll, besteht darin, die *Einladung* zu einer Erzählung so zu formulieren, dass für den Erzähler bzw. die Erzählerin ein Zeit-Raum eröffnet wird. Dies bedarf jeweils der Vorüberlegung, Zeit und Raum für die Erzähler*innen bewältigbar zu *dimensionieren*. Zeit und Raum sollen nicht zu klein (einengend) und nicht zu groß (überfordernd) sein. Ist das der Fall, werden die Erzähler*innen unter Umständen mit Gegenfragen, Änderungsvorschlägen oder Unsicherheit reagieren.

Wozu aber soll überhaupt vom Erzähler, von der Erzählerin ein Zeit-Raum durchschritten werden? Würde es nicht genügen und wäre es im Hinblick auf unseren Einsatz von Zeit, Geld und Energie nicht vorteilhafter, knappe Antworten auf kurze Fragen zu erhalten? Dies führt uns für einen Augenblick zur Sozial- und Handlungstheorie zurück. Die Erzähler*innen erzählen über sich selbst als Akteur*innen einer mehr oder weniger lang zurückliegenden Zeit und an diversen Orten ihrer Lebensgeschichte und haben immer wieder mehrere Erzähloptionen, zwischen denen sie sich entscheiden müssen. Sie haben schon als eine Situation Wahrnehmende und in ihr Handelnde die ihnen bekannten Optionen geprüft, mögliche Ausgänge und Folgen eines Handelns reflektiert und sich schließlich für eine Option entschieden. Um all dies im Rückblick annähernd darzustellen und nicht auf die letztlich hergestellten Resultate zu verkürzen, müssen sie ausschweifend und assoziativ erzählen können. Dies erhöht die Wahrscheinlichkeit, die erkannten Optionen, die inneren oder ausgedrückten Argumentationen und Bewertungen nochmals zur Sprache bringen. Je wichtiger die Entscheidungsfindung und die letztlich getroffene Entscheidung im Lebensprozess war, umso mehr Gewicht werden die Erzähler*innen diesem Bemühen geben. Das *ausschweifende, detailreiche, ort- und zeitkonkrete, ereignisspezifische* Erzählen erscheint daher als angemessene und zweckmäßige Erzählweise in Bezug auf Erlebtes und Vergangenes.

Das Erzählen ist soziales, interaktives Handeln: Wer zwei, drei oder mehr Stunden autobiografisch erzählt, trifft eine Serie von Entscheidungen zwischen Optionen und versucht immer wieder, die Wirkung auf den Zuhörer bzw. die ZuhörerIn zu antizipieren. Beispielsweise stehen für die Belegung einer These in der Regel mehrere alternative Beleggeschichten, Argumentationen oder auch verschiedene rhetorische und sprachliche Möglichkeiten offen. Zwischen ihnen müssen die Erzähler*innen vor und im Erzählprozess proaktiv wählen. Alle Optionen zu wählen, würde sie selber wie auch die Zuhörer*innen überfordern. Die Auswahl zu treffen und die ausgewählten Beleggeschichten, Berichte oder Argumentationen tatsächlich zur Aufführung zu bringen ist für sich schon ein komplexer Prozess, in dem es nicht nur um kognitives Erinnern, sondern auch um das Wiedererleben von Affekten geht; überdies müssen Teile der Erzählung zueinander passen und miteinander plausibel verbunden werden, sodass die Zuhörer*innen „im Bild“ bleibt können.

Formal werden verschiedene Elemente einer Erzählung unterschieden: Geschichte, Bericht, Beschreibung, Argumentation und Evaluation (Bewertung). Zur Kompetenz des Erzählens gehört es, bestimmte Inhalte in bestimmte narrative Formen zu bringen: ein mehr oder minder turbulentes *Geschehen* (das ein Minimum an signifikanten Veränderungen impliziert) in die Gestalt einer *Geschichte*, sofern der relativ hohe Aufwand, die Geschichte ‚gut‘ zu erzählen (d. h. hinreichend detailliert, zugleich aber kondensiert, mit ausreichenden Informationen über Ort, Zeit und Personen der Handlung, oder auch über das affektive Erleben des Geschehens) lohnend erscheint. Dabei bedenkt der Erzähler bzw. die ErzählerIn unter Umständen, ob und wie sehr das erzählte Geschehen seine Person exponiert, in Gefahr oder in ein schlechtes Licht bringen könnte, und so fort. Die autobiographischen Erzähler*innen leisten aber noch etwas Besonderes, was etwa die Erzähler kolportierter Gerüchte oder erfundener Geschichten nicht leisten müssen: Sie versetzen sich in jenen Menschen, der sie in der erzählten Situation gewesen sind (Ich-Doppelung).

Wollen Erzähler*innen hingegen eine hohe Exponierung seiner*ihrer selbst

vermeiden, entscheiden sie sich eher für die Form des *Berichts*, eine Textform, die es ihnen erlaubt, sich knapp und sachlich zu halten und v.a. emotionales Wiedererleben zu vermeiden. Vielleicht tun sie das in der Annahme, die Kontrolle über die Entscheidungsvorgänge während des Erzählens eher behalten können als im Erzählfluss einer Geschichte, die ihn/sie in den Sog des Erlebten hineinzieht und unter beträchtliche Handlungszwänge setzt.

Die Charaktereigenschaften einer Person oder die Qualitäten eines andauernden Zustandes (einer dauerhaften Situation) führen zur Darstellung in der Erzählfigur der *Beschreibung*. Beschreibungen können und werden häufig in Geschichten und Berichte eingebaut, meist etwa an jenen Stellen, an denen Personen der Handlung oder ein Ort der Handlung oder ein involvierter Gegenstand näher beschrieben werden müssen, damit die Zuhörer*innen die Erzählung nachvollziehen können.

Die Wahl zwischen verschiedenen *Argumentationen* ist eine weitere Leistung des autobiographischen Erzählens. Geschichten oder Berichte oder auch imitierte Auseinandersetzungen mit Rede und Gegenrede führen häufig dazu, Argumente des Ego und Gegenargumente des Alter Ego zur Vorführung zu bringen. Dies kann dazu führen, dass sie Argument und Gegenargument in der Mimesis (Nachgestaltung) eines Dialogs anbieten, also gewissermaßen die rudimentäre Geschichte eines Dialogs zur Vorführung bringen.

Was den Erzähler*innen ein Geschehen wert ist, was es für sie im Rückblick, aber auch aus der gegenwärtigen Lage betrachtet bedeutet, drücken sie in der *Evaluation* oder *Maxime* aus. Wir finden diese häufig verpackt in einer *Ankündigung* oder in der *Coda* einer Geschichte, eines Berichts oder einer Beschreibung.

Das heißt nicht, dass die Erzählung insgesamt oder in Teilen ein vergangenes Geschehen *abbilden* würde. Die mündliche Erzählung ist genau so wenig eine Abbildung wie irgendein schriftlich überlieferter Text. Jede Erzählung und jeder Text sind Konstruktionen mit symbolischen Mitteln und enthalten eine Serie von Wahrnehmungen, Deutungen und Interpretationen. Aber die Prinzipien der

Erzählung, die sich im Text (als dem Protokoll der Erzählung) deutlich erkennen lassen, sind *deutbar* in Bezug auf jene Prinzipien, welche die in der Vergangenheit getroffenen Entscheidungen orientiert haben könnten. Ein Erzählen *gegen* die (vergangene) Praxis, das eigene (vergangene) Erleben und die immer noch bestehenden Neigungen kann letztlich nicht überzeugend gelingen und macht aus der Perspektive der erzählenden Personen in der Regel auch gar keinen Sinn. Der gewöhnliche Fall des narrativen Interviews ist ja der, dass die Erzähler*innen auch für sich selber und für ihre eigenen Erkenntnisinteressen erzählen und ihre Zuhörer*innen keine Polizisten oder Staatsanwälte sind. Was hätten die Erzähler*innen also von einer konsequent lügenhaften Erzählung?

Wir können demnach von einer *gewissen Entsprechung* der vergangene Praktiken und Geschehnisse und der darauf bezogenen Erzählungen ausgehen. Doch sichert diese Entsprechung keine Abbildung des Geschehenen. Es besteht immer ein epistemischer Bruch (*Hiatus*) zwischen der Vergangenheit und der Erzählung über sie. Dieser Bruch besteht erstens ‚existentiell‘, weil die Erzähler*innen inzwischen andere geworden sind, als sie damals waren. Er besteht aber auch intellektuell und affektiv, weil die im Erzählen vorgenommenen Deutungen und Interpretationen vom Standpunkt der Erzähler*innen nicht mit den Praktiken vom Standpunkt der Handelnden identisch sind. Diese *ontische* und *reflexive Differenz* trifft für jeden Text zu, wie schon der Historiker Gustav H. Droysen in seiner *Historik* Mitte des 19. Jahrhunderts zu formulieren wusste: Die Vergangenheit ist, gleichgültig wie weit sie von der Gegenwart des Erzählers entfernt ist, unwiederbringlich vergangen; was Erzähler*innen in der Gegenwart produzieren, ist kein Abbild, sondern nur eine *Vorstellung* von dieser (Droysen 1943: 7). Folglich ist auch die Frage der historischen Quellenkritik anders zu stellen als dies oft angenommen wird. Nicht ob der Text einen Ausschnitt der Vergangenheit mehr oder minder getreulich *abbilde* ist die Frage, sondern: Wie kam die formulierte Vorstellung vom Vergangenen zustande? Und ist diese Vorstellung interpretier- und analysierbar mit dem Ziel einer viablen (gangbaren) und plausiblen Konstruktion des Vergangenen?

Um diese Frage beantworten zu können, ist es erforderlich, dass *frei assoziativ*,

konkret und *detailreich* erzählt werden kann. Um dies zu gewährleisten, muss sich der Forscher bzw. die Forscherin entsprechend methodisch reflektiert verhalten und die Gesprächsführung derart gestalten, dass die Erzähler*innen optimale Spielräume und Anreize erhalten, ihre Sicht, ihre Perspektive auf die vergangenen, gegenwärtigen oder künftigen Zusammenhänge zu entwickeln und zu formulieren. Ein Hindernis, das die Forscher*innen ihren Gesprächspartnern diesbezüglich in den Weg legen, resultiert aus ihrem naheliegenden Wunsch, die Erzählung insgeheim oder auch offen derart zu steuern, dass erzählt wird, was für das Problem oder die Fragestellung der Forschung primär relevant erscheint. Folgen Forscher*innen dieser Neigung, verhalten sie sich im Wortsinn *kurzsichtig*, denn sie erfahren nur, was sie selber zuvor schon zu denken imstande waren. Hingegen erfahren sie nicht, wovon sie noch keinerlei Vorstellung haben. Daher gilt die Maxime, für alle angebotenen Erzählungen offen und neugierig zu sein.

Schon für die Formulierung der *Einladung* zur Erzählung, und später auch für die Formulierung der rückgreifenden (immanenten) Nachfragen (Modul 5) bedeutet dies, dass sie *offen* und *erzählgenerierend* formuliert werden müssen. In der *Einladung zum Erzählen* soll der aus dem Forschungsvorhaben und aus den Vorgesprächen vorstellbar gewordene *Zeit-Raum* nur vage umrissen werden. Es soll sodann ganz den Erzähler*innen überlassen werden, die *Großerzählung* (d. i. die Gesamtkomposition aus Geschichten, Berichten, Beschreibungen, Bewertungen und Argumentationen) zu gestalten. Einfache, möglichst umgangssprachliche Formulierungen der Einladung lauten: *Erzählen Sie bitte, wie Sie in diesem Dorf aufgewachsen sind... Erzählen Sie bitte, wie Sie zu diesem Beruf, zu dieser Arbeit, in dieses Land (usw.) gekommen sind und was seither geschehen ist.*

Wir fügen dem eventuell noch sogenannte „Regieanweisungen“ hinzu, etwa den Hinweis, dass bitte so detailliert wie möglich erzählt werden möge, dass wir im Folgenden nicht unterbrechen werden, und ähnliches.

Damit ist das Modul der Einladung abgeschlossen und es folgt für die Forschenden eine Phase des interessierten Zuhörens. Eine erfolgreiche Einladung liegt dann vor,

wenn eine längere assoziative, freie Erzählung in Gang kommt. Während sie vorangebracht wird, stellen die Forscher*innen im Prinzip *keine Fragen*. Sie hören ‚nur‘ aufmerksam zu, setzen gelegentlich mimische, gestische und subsprachliche Zeichen ihres Interesses am Erzählten und vertrauen darauf, dass die Erzähler*innen imstande sind, ihre begonnene Komposition aus eigener Kraft fortzusetzen und zu einem Ende zu bringen. Diese sind ja im narrativ-biografischen Interview handlungs- und entscheidungsfähig, und nicht unsere Marionetten. Andererseits aber sind sie nicht frei von *Zugzwängen des Erzählens*, genauso wie sie in ihrem Leben nicht frei von Handlungszwängen sind (Schütze 1978; Fischer 1978).

Zugzwänge des Erzählens gelten für alle Erzähler*innen. Erstens ist die Erzählung so hinreichend zu detaillieren, dass sich die Zuhörer orientieren und dem Gang der Erzählung folgen können. Fritz Schütze nennt dies den *Detaillierungszwang*. Zweitens unterliegen alle Erzähler*innen dem Zwang, die Fülle der erinnerten Details und Aspekte erzählökonomisch zu raffen, um ein gefühltes oder ausgehandeltes Zeitbudget oder auch die eigene Kraft und die Aufmerksamkeit der Zuhörer*innen nicht zu überfordern (*Kondensierungszwang*). Drittens unterliegen die Erzähler*innen dem Zwang, eine begonnene Erzählung überzeugend und möglichst wirksam (eindrucksvoll) zu beenden (*Gestaltschließungszwang*). Ich füge noch hinzu, dass die Erzähler*innen sehr oft auch damit befasst sind, das Gelingen der Kommunikation zu beobachten und zu reflektieren. Dies drücken sie beispielweise aus, wenn sie die Forscher*innen fragen, ob denn das Erzählte für sie interessant sei, oder ob sie verständlich und nachvollziehbar erzählen (Meta-Kommunikation).

Den „Zugzwängen des Erzählens“ nach Fritz Schütze gerecht zu werden ist – wie die Kunst des Erzählens insgesamt – eine Alltagskompetenz, die lebenskompetenten Akteur*innen zugemutet werden kann, obgleich es individuelle Ausprägungen gibt. Die Konstruktion sozialen und kulturellen Wissens durch Erzähler*innen erfolgt unter Einsatz von spezifischen Ressourcen und nach Regeln, die auch in der sozialen Welt (Alltagswelt) Geltung haben, beispielsweise die Fähigkeit, Geschichten „spannend“ erzählen zu können. Das alltagsweltliche

Wissen der Erzähler*innen wird im Setting des narrativ-biografischen Interviews demnach auf eine Weise präsentierbar, die der Alltagswelt, auf die es sich bezieht, keineswegs fremd ist.

Hingegen legen die Forscher*innen während des narrativ-biografischen Interviews keine genuin lebensweltliche Haltung an den Tag, sondern setzen sozial- und kulturwissenschaftliche Kompetenzen ein. Dazu zählt ein besonders ausdauerndes und zugleich behutsames Zuhören, das unauffällige Kontrollieren des mitlaufenden Aufnahmegeräts (Tonrecorder oder Videokamera), die methodische Reflexion des eigenen Verhaltens, der eigenen Formulierungen am Beginn des Gesprächs und in den Modulen des immanenten und des exmanenten Nachfragens (s.u.), aber auch der stillschweigende Rekurs auf bereits geführte Interviews oder auf ein Kontextwissen, das im Gespräch nicht vollständig offengelegt werden kann. Im narrativ-biografischen Interview treffen also zwei differente Epistemologien aufeinander: die lebensweltliche assoziative Erzählung und die kontrollierte Forschungsstrategie. Umso wichtiger ist es, dass sie einander nicht behindern, sondern begünstigen und stimulieren. Unter dieser Maßgabe trifft zu, dass der Interviewtypus des narrativ-biografischen Interviews der *Maxime kommunikativen Forschens* annähernd genügt.

Die Erzähler*innen schließen ihre Eingangserzählung in der Regel deutlich erkennbar ab, etwa mit einer Bemerkung, nun sei man am Ende des ausgehandelten Erzähl-Zeit-Raums angelangt. Dann übergeben sie die Sprecherrolle mit einer Bemerkung oder mit einer Geste an die Forscher*innen. Nun beginnt das Modul des immanenten Nachfragens.

Entlang der Liste von Stichworten, die die Forscher*innen während des Zuhörens angelegt haben, greifen sie nun auf eines der ersten Stichworte zurück (daher auch: „rückgreifendes Fragen“). Sie reformulieren zu diesem Zweck eine Aussage des Erzählers/der Erzählerin und bleiben dabei möglichst nahe an der Wortwahl der Erzähler*innen („semantischer Anschluss“); mit der Markierung eines offen gebliebenen Zusammenhangs oder Details verbinden sie eine weitere Erzählaufforderung. Somit eröffnen neuerlich einen Erzähl-Zeit-Raum, allerdings

ist er meist viel kleiner als der zu Beginn des Gesprächs eröffnete Haupt-Zeit-Raum. Drei Grundtypen immanenten Nachfragens lauten:

- a) Sie haben über W erzählt (...) könnten Sie noch mehr darüber erzählen?*
- b) Sie haben gesagt, dass das Ereignis X ein Schock / eine große Freude (usw.) für Sie war. Können Sie sich in diese konkrete Situation zurückversetzen und darüber erzählen, wie Sie das erlebt haben?*
- c) Sie haben erwähnt, dass Y „tyrannisch“ / „hilfreich“ (usw.) war. In welchen Situationen oder Begebenheiten wurde das für Sie deutlich erkennbar / bemerkbar? Können Sie solche Situationen beschreiben?*

Die Forscher*innen sollten nicht damit rechnen, eine längere Liste von Stichworten in kurzer Zeit abhandeln zu können, denn einige der immanenten Nachfragen werden längere Erzählungen stimulieren. Die Strategie des rückgreifenden, immanenten Fragens folgt der forschungsethischen Überlegung, dass die in der Großerzählung angesprochenen Themen einen „vorher möglichen Tabucharakter verlieren“ (Schütze 1978: 37) und aufgegriffen werden dürfen. Dabei sollten nach Möglichkeit keine explizit indexikalisierten Fragen (d. s. Fragen nach kausalen Zusammenhängen, nach Zeit und Ort, nach Personennamen und dergleichen) gestellt werden, auch wenn sie den Forscher*innen wiederholt auf der Zunge liegen mögen. Sie würden eher knappe Antworten als die gewünschten Erzählungen nach sich ziehen. Es ist außerdem wahrscheinlich, dass einige der gewünschten Detailinformationen in den weiteren Erzählungen enthalten sein werden. Explizit indexikalisierte Fragen sind erst gegen Ende des Interviews praktikabel, wenn bereits zahlreiche dichte Erzählungen produziert worden sind und nur noch das eine oder andere Detail „nachzutragen“ ist.

Sind für das Verständnis der Erzählungen relevante Informationen bis zuletzt ausgeblieben oder Zusammenhänge nicht hinreichend aufgeklärt worden, kann in einem eigenen Modul ausdrücklich um derartige nachträgliche Informationen und Klärungen gebeten werden. Schütze spricht bei diesem weiteren Modul von „exmanentem Nachfragen“ (Schütze 1978: 35ff.). In der Regel sind die

Forscher*innen jedoch nur dann dazu in der Lage, wenn sie sich darauf eigens vorbereiten, eine eigene Sitzung dafür vereinbaren und das bereits produzierte Erzählmaterial auf mögliche exmanente Fragen „durchgehört“ bzw. „durchgesehen“ haben. Exmanente Fragen können sich auch daraus ergeben, dass Fragen, welche die Forscher*innen „stillschweigend mitgebracht“ haben, weder in der Eingangserzählung noch im immanenten Nachfrageteil thematisiert worden sind.

Weil es ihnen an minimaler Ungewöhnlichkeit und Veränderung mangelt, um darüber Geschichten zu erzählen oder Berichte zu geben, können Routinen des Alltagslebens – deutlich getrennt von den vorherigen, narrativen Teilen des Interviews – im Detail rekonstruiert werden. In diesem weiteren Modul, das wir dem narrativ-biografischen Interview als eine relativ andersartige Form anfügen können, bitten wir die Interviewpartner*innen je nach Thema beispielsweise den letzten Wochentag, den letzten Sonntag, den letzten Arbeitstag im Betrieb oder die letzte wichtige Zusammenkunft eines Gremiums, eine konkrete Versammlung oder Beratung und ähnliches so detailgenau wie möglich zu rekonstruieren. Die Forscher*innen nehmen die Erzähler*innen dabei – bildlich gesprochen – an der Hand und gehen mit ihnen durch ein solches Handlungsfeld, kontrollieren und verlangsamen das Tempo und signalisieren mehrfach ihre Neugierde. Dabei können Details und Aspekte zur Sprache kommen, von denen in der assoziativen Erzählweise der narrativen Module noch nicht die Rede war und die eventuell neues Licht auf frühere narrative Passagen werfen.

Mitunter werden eigene Sitzungen vereinbart, um historisches Bildmaterial – etwa Zeichnungen, Stiche, Fotos, Videofilme – oder auch schriftliche Dokumente (wie Urkunden, Zeugnisse, Briefe, Tagebücher etc.) miteinander zu betrachten und zu besprechen. Sie können vergangene Situationen oder verstorbene oder sonst wie aus der Lebenswelt der Erzähler*innen verschwundene Personen darstellen. Sie lösen in den Erzählenden oft Erinnerungen und weitere Erzählungen aus. Es scheint günstig, dafür nach Möglichkeit eine eigene Sitzung vorzusehen. Werden nämlich die durch Bilder evozierten Erzählungen mit der Eingangserzählung (s. o.)

vermischt, können die Bezugnahmen auf Bilder oder Dokumente (die zudem im protokollierten Text der Erzählung nicht enthalten sein werden) die Kohärenz der assoziativen Eingangserzählung vermindern und zu sprunghaften Erzählweisen führen.

In einigen Forschungsprojekten habe ich narrativ-biografische Interviews mit einem *Reasoning* geschlossen, d. h. ich habe den Erzähler bzw. die Erzählerin dazu eingeladen, über die Gespräche und was sie in ihm/ihr ausgelöst oder verändert haben, zu sprechen. Hier ist auch Gelegenheit, mögliche „Theorien“ (seien es Alltagstheorien oder Expertentheorien), die im Lauf der Erzählungen erkennbar wurden, ausdrücklich nochmals ins Gespräch zu bringen. Hinweise auf mit Gewinn diskutierbare alltagstheoretische Elemente erhalten wir aus den Erzählungen in den Modulen der Eingangserzählung, des immanenten und des exmanenten Fragens. Sie sind meist in den Evaluationen der Erzähler*innen verborgen, mit denen eine Geschichte, ein Bericht oder eine Beschreibung eröffnet oder abgeschlossen worden sind („*Es war eine harte Zeit*“ u. ä.). Schließlich kann im Reasoning explizit nach Zukunftserwartungen, Hoffnungen oder Ängsten der Erzähler*innen gefragt werden. Das Reasoning unterscheidet sich also von den vorherigen Modulen dadurch, dass eine Metaerzählung – eine Erzählung über die Erzählung – entsteht. Doch eben deshalb scheint es empfehlenswert, dafür die Schlussphase des Interviews (bzw. die letzte aller Sitzungen mit einer Person) zu reservieren. Im Prozess der sequentiellen oder pragmatischen Textinterpretation (s. u.) kann diese Metaerzählung mit ihren häufigen expliziten Wertungen und Theoretisierungen herangezogen werden, um diese mit den Erzählungen aus den früheren Modulen, insbesondere den dort enthaltenen Wertungen und Argumenten, zu konfrontieren.²

4. Sequentiell-pragmatische Interpretation: Grundlagen

Möglichst bald nach dem Abschluss der Gespräche (Interviews) mit einer Person

² Die Bezeichnung Reasoning für dieses Modul wurde durch die von Werner Zips beschriebene „kommunikative Rationalität“ des philosophischen Gesprächs innerhalb der globalen Rastafari-Bewegung angeregt.

oder einer Personengruppe höre bzw. sehe ich die Ton- oder Videoaufnahmen an. Dabei gewinne ich nach ersten, oft eher vagen Hypothesen, die ich schon während des Zuhörens und Nachfragens entwickelt habe, eine sich allmählich verfestigende Vorstellung von der Eigenart des Falles. In Forschungsprojekten mit Mitarbeiter*innen und ausreichend Forschungsbudget werden die Aufnahmen umgehend und vollständig *transkribiert* (zu praktikablen Regeln der Transkription vgl. Rosenthal 1995: 239). Daraus ergeben sich zunächst Auswirkungen auf die weitere Durchführung der Interviews im Rahmen des Forschungsprojekts. Die ersten Hypothesen, die bereits im Gespräch und dann bei der ersten Lektüre der Transkription gebildet worden sind, bestimmen die Suche und Auswahl der nächsten Interviewpartner*innen – etwa nach dem Prinzip der maximalen Differenz oder nach dem Kriterium, weitere Gesprächspartner*innen zu suchen, die für die nun schon begonnene Theoriebildung interessant erscheinende Zusammenhänge noch klarer, differenzierter oder auch anders artikulieren könnten (darauf bezieht sich Anselm Strauss' Begriff des „theoretischen Sampling“, s. Strauss 1994). Von Fall zu Fall verfeinert und differenziert sich auf diese Weise die Vorstellung der Forscher*innen vom Forschungs-Gegenstand. Ein nächster Fall bringt dann im besten Fall eine Präzisierung oder eine Berichtigung schon angedachter Hypothesen. Im Lauf des Plausibilisierungsprozesses wird aus den Hypothesen nach und nach letztlich eine (vorläufige, hypothetische) Theorie des Falles, die aus der Auseinandersetzung mit dem Erzählmaterial gewonnen worden ist, oder, wie es Anselm Strauss nannte, eine *Grounded Theory* (Strauss 1994: 29ff.).

Ein solches Vorgehen wird forschungstheoretisch nach Charles S. Peirce als „abduktives“ Vorgehen bezeichnet (Strauss 1994; Glaser/Strauss 1967; Nagl 1992: 107-111). Die in konventionellen sozialwissenschaftlichen Projekten idealiter strenge Unterscheidung und sukzessive Abfolge von Hypothesenbildung, Datenerhebung und Datenanalyse ist hier völlig und mit guten Gründen aufgehoben. Das Verfahren ist *rekursiv*, d. h. Schritte der Datenerhebung, der Hypothesenbildung und der Textanalyse (einschließlich des Schreibens von theoretischen Fallnotizen) und vorläufigen Falldarstellungen („memos“) wechseln

einander ab und orientieren einander.

Dieses integrative, rekursive „Erhebungs- und Analyseverfahren“ gilt dann als abgeschlossen, wenn die Forscher*innen den Eindruck erlangen, in weiteren Fällen keine wesentlichen neuen Varianten finden zu können, die die entwickelten Erklärungen entkräften könnten (*Saturation of knowledge*). In der Praxis bestimmen freilich auch pragmatische Zwänge wie begrenzte Budgets oder von anderen gesetzte Abgabetermine den Zeitpunkt, zu dem die empirische Untersuchung beendet wird. Grundsätzlich möchte ich keine wahrscheinliche Fallzahl angeben, bei der eine *Saturation of knowledge* erreicht werden könnte, da dieses Kriterium nur angelegt werden kann, wenn die möglichen Fälle einer homogenen Fallgruppe angehören (z.B. alle Bäcker einer Stadt, alle Fischer eines Fischerdorfes u.ä.), was nur bei wenigen Forschungsprojekten der Fall sein dürfte. Qualitative Forschung strebt weder statistische Repräsentativität der Interviewpartner/innen noch der Ergebnisse an. Einem solchen Anspruch widerspricht die Sample-Bildung (s. o.), die Zufälligkeit des Überlebens von älteren Interviewpartner*innen, die oft zufällige Art ihrer Kontaktierung, oder auch die gezielte Auswahl nächster Fälle aus theoretischem Interesse. Das maßgebliche Kriterium ist nicht die Häufigkeitsverteilung von Merkmalen oder Fällen, sondern vielmehr, welchen Ertrag die Studie im Hinblick auf eine theoretische Fragestellung erbringen kann. Dieser Ertrag besteht im qualitativen Paradigma nicht primär in Angaben über Häufigkeiten und Verteilungen, sondern in der *Entdeckung* von theoretisch relevanten Zusammenhängen.

Was ein interessanter, erkenntnisreicher „Fall“ ist, wird durch die Fragestellung bestimmt. „Der Fall“ kann die Lebensgeschichte einer Person sein, aber der Fall kann auch eine soziale Gruppe – etwa eine Familie, eine Jugendgruppe – sein. Die Entdeckung des angepeilten theoretisch relevanten, d.h. vor allem eines erklärenden Zusammenhangs kann sich in einer einzigen Fallanalyse einstellen oder in hundert Fallanalysen ausbleiben. Die Fallzahl selbst ist daher weitgehend ohne Relevanz.

Der hier vorgestellte Typus historischer sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung zielt darauf ab, empirisch zu erforschen, wie einzelne Akteur*innen und

Akteursgruppen, auch kleine lokale Sozietäten (wie eine Dorfgemeinschaft) mit ihren Interaktionen (wahrnehmend, deutend, handelnd) die Lebensverhältnisse in ihrer sozialen Welt strukturieren (s.o.). Die vielfältigen Besonderungen dieser allgemeinen Fragestellung folgen daraus, dass jeder Fall *situiert* ist, d. h. seine spezifischen zeit-, kultur-, klassen- oder milieuspezifischen Bedingungen, Umstände und Merkmale hat und auf historisch-gesellschaftliche Prozesse verweist, die ihn mit hervorgebracht haben.

Die Transkription der Tonbandaufnahmen oder der Videobänder folgt der einfachen Regel: Schreibe auf, was du hörst, bzw. was du hörst und siehst. Es ist keine Frage, dass selbst die genaueste Verschriftlichung der akustischen und visuellen Wahrnehmungen eine Reihe von Informationen verliert: Intonationen, Klangfärbungen, Mimik und Gestik des Sprechers, der Sprecherin, die leibliche Präsenz und Bezogenheit der Gesprächspartner in einer bestimmten Atmosphäre, Gerüche und Geräusche u.v.a. Dennoch ist die Verschriftlichung der mündlichen Erzählungen unverzichtbar, weil sie erst die Voraussetzung dafür schafft, den Text *in extenso* interpretieren zu können, d. h. sich freizumachen von der Flüchtigkeit des gesprochenen Worts (Soeffner 1989: 68). Die semantische und syntaktische Struktur des gesprochenen Textes wird erst *en detail* rekonstruierbar, wenn wir die Ton- oder Videoaufnahme in das Medium Schrift übertragen haben. Immer dann, wenn es bei Interpretation und Analyse um Nuancen der Intonation, der Körpersprache, der Leiblichkeit oder um die Raumsituation des Sprechers/der Sprecherin geht, kann und soll zusätzlich auf das Tonband oder das Videoband zurückgegriffen werden.

Texte, die durch Verschriftlichung mündlicher Erzählungen entstanden sind, zählen in der Terminologie der Geschichtswissenschaften zur Gruppe der *Quellen*, denn sie wurden ausdrücklich zum Zweck der Überlieferung, also *intentional* als Zeugnis für künftige Interpreten produziert. Ein Unterschied zu schon schriftlich überlieferten und im Archiv aufgefundenen Texten ist, dass die ausgedrückten Wahrnehmungen und Interpretationen mit ihren Trägern „mitleben“, d. h. mehrfach erzählt, verändert und neu interpretiert werden und erst im Akt der Tonband- oder Videoaufzeichnung medial *gebunden* werden.

Die in narrativen und autobiografischen Interviews produzierten Texte sind das Protokoll einer Serie von Interaktionen, in denen der Forscher/die Forscherin selbst Co-Akteur/in gewesen ist. Auch deshalb scheint ein Interpretations- und Analyseverfahren angemessen, das dieser Interaktion Rechnung trägt und nicht einzelne Passagen, sondern den gesamten Text, einschließlich der Fragen, Interventionen und Reaktionen des Forschers / der Forscherin der Textinterpretation und -analyse unterwirft. Aber auch aus der prozessualen Konstituierung der Erzählung folgt die Maxime, den Text als das Protokoll des Erzählens in der Linie des Geschehens seiner Entstehung, also sequenziell zu analysieren (Soeffner 1989: 69).

In den Kultur- und Sozialwissenschaften sind verschiedene Methoden der Textanalyse in Gebrauch. Man kann sie grob danach einteilen, ob sie einen Text nach von den Forscher/innen entwickelten Kategorien selektiv rezipieren, d. h. thematisch relevant erscheinende Ausschnitte auswählen, codieren und interpretieren, oder ob sie den Text als ein gegebenes Ganzes in der Richtung seiner Entstehung (sequentiell) interpretieren und analysieren. Nach diesem Gesichtspunkt lassen sich *textreduzierende* von *sequenziellen* Verfahren unterscheiden. Textreduzierende Verfahren *zerschneiden* (im metaphorischen oder wörtlichen Sinn) den Text, wählen bestimmte Teile des Textes zur Interpretation aus („Extraktion“ heißt das beispielsweise in der Inhaltsanalyse), während andere Teile, denen die Forscher/innen keine Relevanz beimessen, oder die einer schon ausgewählten Passage sehr ähnlich sind, schlichtweg fallengelassen werden. Auf diese Weise reduziert sich die Textmenge erheblich und vieles, wenn nicht alles hängt davon ab, welche Textstellen ausgewählt (extrahiert) und welche gestrichen werden, wie die ausgewählten Textstellen zusammenfassend reformuliert (paraphrasiert) und kategorisiert werden. So geht das hier nicht auszuführende Verfahren der *Inhaltsanalyse* vor (eine Einführung bieten Gläser/Laudel 2004). Dieses Verfahren eignet sich nach meiner Einschätzung eher zur Bestätigung (Plausibilisierung) von bereits gekannten und anerkannten Theorieelementen als zur Bildung neuer Theorien.

5. Eine eklektizistische Form der Textanalyse

Ich stelle nun eine Form der Textanalyse vor, die ich aus dem Verfahren der *Sequentiellen Textanalyse* von Fritz Schütze und Gabriele Rosenthal, der *pragmatischen Textanalyse* von Hans-Ulrich Soeffner und der *objektiven Hermeneutik* von Ulrich Oevermann et al., der *Kodierung* nach Anselm Strauss und in einigen Zügen auch der *Kritischen Methode* des Historikers Johann Gustav Droysen entwickelt habe (Schütze 1978; Rosenthal 1995: 186ff.; Soeffner 1989; Oevermann et al. 1979: 352-433; Strauss 1994; Glaser/Strauss 1967; Droysen 1943). Dabei folge ich der Idee, die oft außerordentlich aufwändigen Modelle der genannten Autor*innen auf einen in der zeitgeschichtlichen und ethnologischen bzw. kulturanthropologischen Forschung leistbaren Aufwand zurückzunehmen, ohne allzu sehr an Präzision und Kontrolliertheit zu verlieren.

Die theoretische Voraussetzung meines Verfahrens ist das praxeologische Paradigma, das ich eingangs erörtert habe. Fast jedes Erzählen in offenen Interviews bezieht sich auf Zurückliegendes und gewinnt aus dem aktuellen Standpunkt der Erzähler*innen vorläufige Relevanz und Bedeutung. In der Reflexion ihres eigenen früheren Handelns sehen sich die Erzähler*innen veranlasst, ihre eigenen damaligen Deutungen und Entscheidungen zu begründen, zu legitimieren oder sich von ihnen zu distanzieren. Aus der aktuellen Position der Erzähler*innen erscheint ihnen manches anders, als sie es damals gesehen haben, denn inzwischen haben sie weitere Erfahrungen gemacht, neue Deutungen, neues Wissen, neue Werte und Maßstäbe kennengelernt und eventuell eine andere ideologische bzw. politische Position eingenommen.

Daraus folgen zwei grundlegende Anforderungen an die Textanalyse: Erstens soll sie den Lebensprozess (oder eine seiner Phasen) sowohl in der *Ereignishaftigkeit* als auch in der Dimension der *Praxis* und *Erfahrungsbildung* rekonstruieren. Nach der ersten Prämisse des Symbolischen Interaktionismus handeln die Menschen gemäß der Bedeutung, die *objects* jedweder Art (also Menschen, Tiere und Pflanzen, Orte und Landschaften, Episoden und Ereignisse) für sie haben (Blumer 1981: 81). Die Erfahrung selbst kann dabei nicht die hinreichenden Erklärungen

für die Entscheidungen des Akteurs / der Akteurin liefern, denn sie ist selbst ein Effekt der subjektiven Auseinandersetzung mit den Ereignissen und Verhältnissen, die zu erklären ist (Scott 2014). Zweitens muss die Textanalyse den aus der Retrospektive zwangsläufig entstehenden teleologischen, d. h. auf das bekannte (vorläufige) Ende der Entwicklung ausgerichteten Charakter der Erzählung hypothetisch in einen Lebensweg *mit offenen Optionen zurückverwandeln*. Tut sie das nicht, verfehlt sie eine Dimension der sozialen und kulturellen Wirklichkeit, denn die Akteurinnen und Akteure, die ihre Interpretationen und Entscheidungen immer in gewissen Handlungs- und Deutungsspielräumen setzen müssen (s.o.), könnten auch anders entschieden und gehandelt haben.

Auch dies legt es nahe, *sequentiell* vorzugehen. Praktisch heißt es, den Text von seinem Anfang bis zu seinem Ende durchzuarbeiten und ihn zu diesem Zweck nach und nach in kleine Abschnitte (Sequenzen) zu unterteilen. Die Länge der Sequenzen entscheidet sich nach mehreren Kriterien, die optional und nicht zwingend sind. Ein mögliches Kriterium ist der thematische Zusammenhang; ein Themenwechsel kann das Ende einer Sequenz begründen. Mit dem Themenwechsel kann sich auch die Textsorte ändern: Beispielsweise kann einer Argumentation eine Geschichte oder ein Bericht folgen; auch ein solcher Wechsel der Textsorte kann die Länge der Sequenz bzw. den Beginn einer neuen Sequenz begründen. Schließlich kann auch ein Sprecherwechsel Anlass sein, eine Sequenz zu schließen bzw. eine neue zu öffnen. Da uns diese Kriterien einen gewissen Spielraum gewähren, empfehle ich als Faustregel, dass die Sequenz höchstens acht bis zehn Zeilen des Transkripts umfassen soll. Ist die Sequenz länger, steigt die Gefahr, Informationen zu übersehen. Nach der Bestimmung der ersten Sequenz folgt deren Analyse auf mehreren Ebenen. In einigen Forschungsprojekten habe ich zumindest die folgenden analytischen Ebenen vorgesehen:

Im ersten Schritt der Textanalyse frage ich in Bezug auf die erste Sequenz: Auf welchen Ort, Zeitpunkt oder Zeitraum, auf welche Person/en, auf welches Geschehen, auf welche Situation/en bezieht sich der Text der ersten Sequenz? Auf diese Fragen antwortet die in den historisch-hermeneutischen Wissenschaften

weitgehend selbstverständlich benützte „pragmatische Interpretation“ (Droysen 1943: 156ff.); sie entspricht auch der „Ebene 1“ in der Objektiven Hermeneutik. Die Frage ist hier: *Was teilt uns der Erzähler/die Erzählerin bzw. der Autor/die Autorin mit?* Eine erste Antwort geben wir, indem wir die Textsequenz *paraphrasieren*. Dabei lassen wir uns noch nicht auf alle denkmöglichen (latenten) Bedeutungen ein; wir bleiben auf der Ebene des *manifesten*, allem Anschein nach gesetzten Sinns.

Auf der Ebene 2 frage ich nach den historischen (zeitlichen, örtlichen, funktionellen usw.) *Bedingungen* dessen, worüber in der ersten Sequenz gesprochen wird. Die historische Hermeneutik nannte dies die „Interpretation nach den Bedingungen“ (Droysen 1943: 163ff.). Ich frage: Welche Handlungsbedingungen (Orte, Personen, Verhältnisse, Faktoren, Probleme usw.) führt der Erzähler/die Erzählerin (Autor/Autorin) als Bedingungen des von ihm/ihr erzählten Geschehens ein? Doch müssen noch weitere Unterscheidungen unternommen werden: Was *kann* der Erzähler/die Erzählerin zum Zeitpunkt des Erzählens oder zum Zeitpunkt, über den er/sie erzählt, an Bedingungen gewusst, empfunden oder vorausgesehen haben? Welche Bedingungen wurden ihm / ihr erst später bekannt oder bewusst? Sind Bedingungen des thematisierten Geschehens zu erkennen? Haben die Erzähler*innen eine solche Bedingung nicht erkannt oder verkannt? Zu diesem Zweck führe ich (im Gegensatz zu puristischen Geboten textimmanenter Interpretation) sozial- und kulturwissenschaftliches Fachwissen, das immer auch historisches Wissen ist, *Kontextwissen* ein, ich betreibe radikale *Kontextualisierung* (Soeffner 1989: 72). Dieses Wissen ermächtigt mich, von Bedingungen zu sprechen, die den Erzähler*innen unbekannt oder unbedeutend waren. Zum Beispiel: Das Schulsystem in der Stadt X in den 1920er Jahren war ein Kontext der Handlungsentscheidungen des Erzählers. Was kann ich über dieses Schulsystem herausfinden? Ich gehe also über den Text hinaus und suche in anderen Quellen möglichst viel darüber in Erfahrung zu bringen. Das Kontextwissen wird jedoch nur soweit herangezogen, als es nützlich erscheint, um die Handlungsbedingungen des Akteurs / der Akteurin im konkreten Fall adäquat einzuschätzen. Begrenzen wir es nicht mit diesem Kriterium, wäre die Suche nach

dem Kontext niemals abzuschließen.

Auf der dritten Ebene beginne ich *gedankenexperimentell*, den im Folgenden sich eröffnenden Handlungsspielraum des Akteurs/der Akteurin auszuloten, und dies in zweifacher Weise: a) Welchen *Handlungsspielraum* hat im weiteren Verlauf des Geschehens der historische Akteur? Wie könnte beispielsweise seine Schülerlaufbahn weiter verlaufen sein? Und b) Welchen *Erzählspielraum* hat im weiteren Verlauf der Erzähler/die Erzählerin? Wie könnte er/sie also hypothetisch weitererzählen? Ich lote a) *hypothetische Handlungs-* und b) *hypothetische Erzählspielräume* aus. Damit entspreche ich der vorhin erwähnten basalen Forderung, die zwangsläufig teleologische (auf die Gegenwart und Zukunft hin ausgerichtet) Erzählung zumindest an ihren ‚Weggabelungen‘ in Handlungs- und *Deutungs-Optionen* zurück zu verwandeln. Die Objektive Hermeneutik bezeichnet dies als Fragen nach dem „latenten“ oder „möglichen“ Sinn. Die Antworten geben wir hypothetisch und setzen darauf, dass sich im weiteren Gang der Textanalyse herausstellen wird, welche Hypothese eher zutrifft und welche eher nicht.

In allen bisherigen und folgenden Schritten trage ich die von mir gebildeten Hypothesen in der Reihe ihres Auftretens auf einem *Hypothesenblatt* ein (Erste Sequenz, Seite 1 des Transkripts, Zeilen 1-8: Paraphrase: ... usw.); Hypothesen zum weiteren Gang der Geschichte bezeichne ich als *Folgehypothesen zum Lebenslauf* (FH-L); Hypothesen zum weiteren Verlauf der Erzählung bezeichne ich als *Folgehypothesen zur Erzählung* (FH-E). Folgehypothesen zur Erzählung können kraft der These von einer bestimmten Entsprechung von Inhalt und Textsorte (s.o.) mit Annahmen über die möglichen, nächstens auftretenden Textsorten (Geschichte, Bericht, Beschreibung, Argumentation usw.) verbunden werden.

Sofern es die bisherige Deutung der Sequenz angemessen *und* aussichtsreich erscheinen lässt, kann ich noch auf einer vierten Ebene nach dem *inneren Erleben* des erzählten Geschehens fragen. Die klassische geschichtswissenschaftliche Hermeneutik nannte dies die „psychologische Interpretation“ (Droysen 1943: 173ff.). Gefragt wird: Welche innersubjektiven Prozesse werden in der Sequenz angesprochen oder zumindest vorstellbar? Auch hier gilt wie in den früheren Schritten die Unterscheidung: Wer spricht zu mir über sein inneres Erleben? Der

Erzähler/die Erzählerin oder jene historischen Akteure, die sie einmal waren? Ich reflektiere also die Ich-Dopplung des Erzählers/der Erzählerin. Als eine unser psychologisches Phantasieren disziplinierende Regel gilt dabei: Für den postulierten psychischen Prozess oder Aspekt muss ein Anhaltspunkt in der Textstelle, eine semantische Spur zu finden sein. Auch hier ziehe ich extensiv Kontextwissen heran. Sind mir zum Beispiel andere Texte über das Schülerleben in den 1920er Jahren bekannt? Gibt es psychologische oder psychoanalytische Literatur aus dieser Zeit, die sich auf ähnliche oder analoge Situationen, Konstellationen oder Konflikte von Schüler*innen bezieht? So habe ich zum Beispiel zur Interpretation einer *prime-act scene* (d. i. die kindliche Beobachtung oder Phantasie des elterlichen Geschlechtsverkehrs) aus dem Interview mit einem ehemaligen Wiener Arbeiterkind der 1920er Jahre eine psychoanalytische Deutung des Wiener Psychoanalytikers und Freud-Schülers Siegfried Bernfeld herangezogen (Sieder 1986: 68ff.). Bernfelds Studie bezog sich auf Wiener Arbeiterfamilien zu dieser Zeit. Auch hier gilt jedoch eine disziplinierende Regel: Die wissenschaftliche Theorie, welcher Art oder Herkunft auch immer, autorisiert nicht zu sicheren Schlüssen auf den fraglichen Zusammenhang im analysierten konkreten Fall. Sie bietet nur eine mögliche *Lesart*, die mit anderen Lesarten solange konkurriert, bis sich die eine oder andere Lesart *am Text* als plausibler erweist.

Auf der fünften Ebene prüfe ich, ob die Textstelle die Frage nach einer in ihr ausgedrückten *Idee*, nach einem in ihr wirksamen *Ideologem* oder nach einer *Ideologie* zweckmäßig erscheinen lässt. Auch dies entspricht einer Anregung Droysens, der von der „Interpretation nach den sittlichen Mächten oder Ideen“ sprach (Droysen 1943: 180ff.). Inzwischen steht für die Frage der Repräsentation von Ideen, die aus diversen Ideengebäuden, Wissensformationen oder Ideologien stammen und von den Erzähler*innen gleichsam zitiert werden, eine relativ ausdifferenzierte Diskurstheorie zur Verfügung (Foucault 1991; Bublitz u.a. 1999; Link 2006, Völter u.a. 2005). Die notwendige Verknüpfung von autobiografischen Erzählungen und Diskursen steht inzwischen außer Frage (Sieder 1999, Völter u.a. 2005, Pohn-Weidinger/Lauggas 2012). Die Suche nach einem in der Sequenz

angesprochenen oder zitierten Diskurs ist nicht bei jeder Textsequenz, doch recht häufig angemessen. Wir können fragen: Woher kommt diese Idee, dieses Ideologem oder diese Ideologie? Wie kam sie „in“ den Akteur bzw. in die jeweils besprochene soziale Gruppe? Entspricht die Idee einer ideologischen Strömung in der fraglichen Zeit? Gehört sie einem bestimmten politischen oder weltanschaulichen ‚Lager‘, einer Ideologie, an? Und wieder wechseln wir von der Perspektive des Erzählers bzw. der Erzählerin in unsere Perspektive als wissenschaftliche Interpret*innen: Hätten dem Akteur/der Akteurin andere Ideologeme oder Ideologien zur Verfügung gestanden? Können wir das vom Erzähler / von der Erzählerin eingesetzte Ideologem oder die Ideologie mit den schon analysierten Handlungsbedingungen oder mit psychischen Strukturen des Falles (s.o.) in einen erklärenden (Theorie bildenden) Zusammenhang bringen?

Nach diesem Analyse-Schritt betrachte ich die erste Textsequenz als hinreichend analysiert. Ich decke die bisher verdeckt gebliebene *nächstfolgende Textstelle auf*, entscheide lesend über ihre Länge (s.o.) und beginne für die nun festgelegte zweite Sequenz das Verfahren in der beschriebenen Abfolge auf bis zu fünf Ebenen. Dabei stellt sich eventuell heraus, dass sich eine oder mehrere meiner auf dem Hypothesenblatt notierten Hypothesen *bestätigen* oder zumindest *erhärten*, andere hingegen als *unwahrscheinlicher* oder bereits als *falsifiziert* gelten können. Falsifizierte Hypothesen werden (nach der Methode der Objektiven Hermeneutik Oevermanns) im Hypothesenblatt durchgestrichen, plausibilisierte Lesarten werden unterstrichen. Alle nicht falsifizierten Hypothesen bleiben bis auf weiteres im Spiel. Immer dann, wenn im Zuge dieses Verfahrens eine *Entdeckung* gemacht wird, d.h. wenn ein interessanter hypothetischer Zusammenhang erstmals denkbar wird, der im Hinblick auf eine theoretische Aussage künftighin eine These werden könnte, sollen *Memos* (kurze Texte) geschrieben werden. Memos sind analytische Skizzen, die auf mögliche Zusammenhänge zwischen verschiedenen Textstellen verweisen oder auf bestimmte Theorien Bezug nehmen. Im Lauf der Textanalyse entstehen „Memosequenzen“ und „Memoreihen“ (Strauss 1994: 240ff.). Sie helfen später als Gedächtnisstützen bei der Formulierung der zusammenfassenden Interpretation des Falles und schließlich bei seiner Darstellung.

6. Probleme und Formen der Darstellung eines rekonstruierten Falles

Es kommt darauf an, in der Darstellung des rekonstruierten Falles so zu erzählen, dass die *theoriefähigen* Elemente als solche sichtbar werden und die Leser*innen die Entstehung einer Theorie am empirischen Material, aber auch deren grundsätzliche Fragwürdigkeit nachvollziehen können. Als die spezifische Rationalitätsform aller rezenten Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften gilt die *erklärende Erzählung* oder das *erzählende Erklären* (Rüsen 1988: 62-80). Darin verbinden sich hermeneutische, analytische und dialektische Prozeduren: *Hermeneutisch* ist jedes Interpretationsverfahren zur Erschließung von Bedeutung und Sinn. (Doch nicht jede Form der Hermeneutik ist gleichermaßen im Stande, Theorien zu bilden.) *Analytisch* sind alle Denkoperationen, die über den gemeinten (manifesten) Sinn der Erzähler/innen hinausgreifen (s.o.), erstens durch extensive Kontextualisierung, zweitens durch die Frage nach den latenten Bedeutungsmöglichkeiten, drittens durch die abduktive Bildung von Theorien, viertens durch den kontrastierenden Vergleich der Fälle und die Bildung von Typologien auf der Grundlage des Vergleichs von Fällen. *Dialektisch* sind auch jene Denkoperationen, mit denen wir die allgemeinen historischen Verhältnisse mit den Praktiken von konkreten Akteurinnen und Akteuren in Beziehung setzen, die diesen Verhältnissen einerseits ausgesetzt und an ihrer Reproduktion oder Transformation beteiligt waren oder sind (s.o.).

In der qualitativen, fallorientierten historischen Sozialforschung wurde die Möglichkeit vielfach erprobt, einzelne Fälle darzustellen und mehrere Fälle im Vergleich zu präsentieren, was in der Regel zu *offenen* (d. h. immer erweiterungsfähigen) Typologien führt. Einzelne hervorgehobene oder typische Fälle können „sprechende Namen“ erhalten, d. h. erfundene Namen, die Markantes über das entdeckte Allgemeine des Falles aussagen oder signalisieren, was in der Darstellung des Falles hervorgehoben wird. Für die vergleichende Darstellung einer Serie von Fällen wird meist die Form des Buches gewählt, den einzelnen rekonstruierten Fällen werden darin jeweils Kapitel gewidmet; der Fallvergleich und die explizite Theoriebildung folgen in eigenen Kapiteln, meist gegen Ende des Buches oder des Aufsatzes; für die Darstellung eines Einzelfalles wird meist die

Form des Aufsatzes gewählt. Ich habe Einzelfallstudie über einen Wiener „Hitlerjungen aus gutem Haus“ verfasst (Sieder 2004: 127-166). An einigen Prozeduren der Darstellung in diesem Aufsatz soll im Folgenden die Logik der Darstellung eines Falles und deren Leistungsfähigkeit im Hinblick auf die angestrebte Theoriebildung expliziert werden. Die Falldarstellung selbst kann am angegebenen Ort nachgelesen werden.

Die Darstellung beginnt, wie jede Erzählung, mit einer impliziten Anweisung an die Leserschaft, sich an den Ort und in die Zeit des Geschehens zu versetzen. Teils in Paraphrase, teils in wörtlichen Zitaten aus den vielstündigen Erzählungen (ich habe für diese Fallstudie ungewöhnlich viele, nämlich zehn ca. dreistündige narrativ-biografische Interviews geführt) werden allgemeine Handlungsbedingungen eines Wiener Bürgerkindes in den 1920er Jahren präsentiert: das Wohnviertel, das Wohnhaus, die ‚Figuren‘ des Vaters, der Mutter, der Geschwister und ihre spezifischen Beziehungen zueinander, die weit zurückreichenden Traditionen und die Ideologeme und Ideologien einer Wiener bürgerlichen Offiziers- und Schauspielerfamilie. Dies alles wird ausdrücklich *in theoretischer Absicht* erzählt, und eben das unterscheidet meine Darstellung von konventionellen Erzählungen im Genre der politischen Biografie. Das Milieu wird mittels wörtlicher Zitate aus der Erzählung oder ihrer Paraphrase so dargestellt, dass seine Sozialisationswirkungen und die Differenz und Relation zu anderen Milieus des Stadtviertels vorstell- und erklärbar werden. Des weiteren werden theoretische Deutungen zum inneren Erleben der Verhältnisse seitens der Akteure, u.a. des Vaters, der Mutter, eines Bruders und des Erzählers selbst angeboten, beispielsweise:

„(...) Peters Vater vereinigt beide Familientraditionen in seiner Person: Er ist nicht nur pensionierter Offizier, sondern auch Schauspieler, Stummfilm-Regisseur und Literat. Die Geschichte seiner Familie empfindet er als Auftrag und Last zugleich. Er leidet darunter, im Schatten seiner berühmten Großtante zu stehen, und doch rühmt er sich gerne und häufig, der ‚ältesten Schauspielerdynastie im deutschen Sprachraum (...) anzugehören. Er war, so gibt Peter Treumann die Erzählungen seines Vaters wieder, von Jugend an in das Offiziersleben hineingewachsen. Als er

im Oktober 1918 den Offiziersrock ausziehen musste, sei seine Welt zusammengebrochen. Nun habe ihm die Bühne des Militärs und das Korsett der Uniform gefehlt; eine bürgerliche Disziplin, vor allem einen rationalen Umgang mit Geld habe er nie zu entwickeln vermocht“ (Sieder 2004: 128f.).

Wiederholt wird nun auch in der Darstellung (wie zuvor schon im Prozess der sequentiellen Textanalyse) *Kontextwissen* angeboten, um die Handlungsbedingungen der Personen erklärend zu präsentieren. Auf diesem Weg gelange ich zu einer ersten Hypothese, die sich auf den ‚Sozialisationsprozess‘ (eine sozialwissenschaftliche Theorie) und die ‚Internalisierung‘ (eine psychologische Theorie) bestimmter ideologischer Elemente des ‚Alltagsdiskurses‘ (eine Diskurstheorie) bis kurz vor dem zehnten Lebensjahr bezieht:

„In dieser strukturellen Opposition einer von sozialem Abstieg und Verarmung gezeichneten Offiziers- und Künstlerfamilie und der (relativen) Solidarität von Straße und Nachbarschaft im ‚Roten Wien‘ wuchs Peter Treumann in den frühen 1920er Jahren – so lautet meine erste These – in eine protopolitische Haltung hinein, die, so weit dies die ausführlichen Erzählungen erkennen lassen, von folgenden Ideologemen bestimmt war: Die Menschen sind ungleich, da sie verschiedene ererbte Fähigkeiten und damit auch verschiedene Verantwortungen haben. Dieses sozialdarwinistische Denken wurde v. a. über den Vater und die narrative Tradierung der Familiengeschichte vermittelt. Dem stand nach dem Auseinanderbrechen der Monarchie 1918 und dem materiellen Niedergang der Familie in den 1920er Jahren die Erfahrung des Kindes gegenüber, daß nur die Solidarität der Straßenbande bzw. die Solidarität der Erwachsenen in der Nachbarschaft die materielle Not lindern könne“ (Sieder 2004: 134).

Es sei daran erinnert, was ich im Abschnitt über die sequentiell-pragmatische Textanalyse über die einzelnen Interpretationsschritte (besonders die Interpretation nach den Handlungsbedingungen, die psychologische und die ideologische Interpretation) ausgeführt habe. In der Darstellung wird nun im Rückgriff auf diese Interpretationen *erzählend erklärt*, wie sich bestimmte, in diesem Fall elitäre und sozialdarwinistische Haltungen, Ideen und Ideologien in der Reziprozität von

Praktiken und lebensweltlichem Wissen über die Jahre in die Persönlichkeit einschreiben und wie sich im Prozess der dargestellten Interaktionen, ihres Erlebens und ihrer Erfahrung der Habitus der Person des Peter Treumann sukzessive ausprägt. Danach erzähle ich Treumanns Weg in die Hitlerjugend und den Konflikt zwischen Vater und Sohn, der sich darüber – so die zweite Hypothese – vielleicht ungewöhnlich früh und stark politisiert und ideologisiert:

„Als sich der Vater weigert, seine Unterschrift unter das Anmeldeformular zu setzen und Peter verbietet, ‚zu den Nazis‘ zu gehen, beginnt (...) eine sukzessive Politisierung des Vater-Sohn-Konfliktes. (...) Das Familiäre wird zunehmend politisch, indem sich die Intensität der Konflikte steigert, die Kontrahenten ihren Konflikt immer expliziter mit ideologischen Argumenten austragen und der engste Freund des Vaters in den Vater-Sohn-Konflikt hineingezogen wird: Major Emil Fey“ (Sieder 2004: 135f.).

Neben dem austrofaschistischen Minister und Weltkriegsoffizier Emil Fey, der interaktionell und als Freund und Weltkriegskamerad des Vaters dessen konservativ-monarchisch-reaktionäres Milieu verstärkt, wird einem sozialistischen Armenrat und einem nationalsozialistisch gesinnten Lehrer die Funktion von ‚Ersatzvätern‘ im lebensgeschichtlichen Drama zugewiesen. Sie stehen politisch – trotz ihrer späteren Gegnerschaft – auf der Seite der politischen Opposition gegen den vom Vater unterstützten „christlichen Ständestaat“. Ereignisse wie der Bürgerkrieg im Februar 1934 und der misslingende Putschversuch der illegalen Nationalsozialisten im Juli 1934 werden in der Erzählung eingeführt, vor allem weil sie die politische Sozialisation des Akteurs mit ihrem adoleszenten Fokus auf empfundenes Unrecht (*injustice*) maßgeblich bestimmten und zur weiteren ideologischen Spaltung von Vater und Sohn beitrugen.

Es folgen Erzählungen „prägender“ Erlebnisse des Hitlerjungen mit BDM-Mädchen (dem „Bund Deutscher Mädels“), tätlicher Angriffe des Hitlerjungen und seiner Kameraden auf jüdische Jugendliche im zweiten Wiener Gemeindebezirk und über die Auseinandersetzungen Treumanns und seiner Gesinnungsfreunde mit den sogenannten „Schlurfs“, die – so eine weitere These, die sich anderen

Forschungen verdankt (Gerbel/Mejstrik/Sieder 2000) – die „kongenialen Gegner“ der HJ gewesen seien, da sie wie die meisten Hitlerjungen „auf der Straße“ aufgewachsen waren und daher den körperlichen Kampf mit rivalisierenden Jugendgruppen wie der HJ nicht gescheut hätten. In ihrem an der nordamerikanischen Konsum- und Musikkultur orientierten Modebewusstsein, in ihrem im „Dritten Reich“ ganz unzeitgemäßen Hedonismus, in ihrem Antimilitarismus und ihrer Leistungsverweigerung repräsentierten die Wiener „Schlurfs“ in der Perspektive des Hitlerjungen Peter Treumann die Negation der HJ-Ideale. Dazu wird von mir erstmals eine psychologische (kulturpsychologische, teils auch psychoanalytische) Interpretation angeboten:

„Peter Treumann ist einer von jenen, die sich wohlfühlen in einer ‚Kameradschaft‘ der asketischen und soldatischen Jugendlichen. Die von ihm in der Familie, in der Schule und auf der Straße erworbenen Dispositionen stimmen mit den Anforderungen der Hitlerjugend überein. Jene Anteile aber, die dem HJ-Ideal diametral widersprechen – eine ‚lässige‘ Haltung, körperlicher Genuß, sexuelle Freizügigkeit, ein Faible für das Fremde und Exotische etc. – werden immer heftiger abgewertet. Für Peter Treumann und seinesgleichen werden die genannten Haltungen von den ‚Schlurfs‘ repräsentiert. Ihr Umgang mit Mädchen, ihr libertärer Lebensstil und ihre sexuelle Freizügigkeit, ihr Konsumismus und ihre Verweigerung von Leistung in Schule und Beruf erscheinen dem Hitlerjungen, den höheren NS-Funktionären, den Jugendrichtern oder der Gestapo als Ausdruck von ‚Asozialität‘. In schriftlich und mündlich geführten Diskursen verkörpern die ‚Schlurfs‘ die Negation des nationalsozialistischen Jugendideals innerhalb der eigenen ‚Rasse‘“ (Sieder 2004: 151).

Die Präsentation von Erzählungen über Begegnungen Peter Treumanns mit jüdischen Jugendlichen, der Negation des nationalsozialistischen Jugendideals *außerhalb* der eigenen ‚Rasse‘ und mit Mädchen des BDM plausibilisiert und differenziert im weiteren diese These. Die Darstellung endet mit der Erklärung einer folgenreichen Entscheidung des Akteurs: Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Dritte Reich im März 1938 schied er aus Enttäuschung über die nun einsetzende Bürokratisierung der HJ und den Verlust ihres elitären Charakters aus

der HJ aus und meldete sich freiwillig zur Deutschen Wehrmacht, in der er nun – darin doch seinem politisch bekämpften Vater folgend – eine Offizierslaufbahn begann.

In einem letzten Abschnitt der Darstellung werden einzelne Aspekte des Falles aufgegriffen und auf einer höheren Abstraktionsebene diskutiert. Das erfolgt einerseits durch die Explikation der *narrativen* Prinzipien, die die Komposition der Großerzählung leiten, andererseits durch die Explikation der *praktischen* Prinzipien, die in der Lebensgeschichte wirksam gewesen sein dürften. Die These ist, dass beide Prinzipien strikt unterschieden werden müssen, auch wenn die praktischen Prinzipien nicht anders als über die Analyse der Prinzipien der Erzählung erschließbar sind. Dem Entwurf des Erzählers zu folgen und seine Selbsterklärung (seine autobiografische Theorie) zu übernehmen würde bedeuten, seine Entwicklung zum Hitlerjungen als zwangsläufig und unvermeidlich anzusehen:

„Mußte Peter Treumann aus der dargestellten Ausgangslage, mit diesen familialen Traditionen im Rücken und im Fortgang der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung zwangsläufig zu einem Nationalsozialisten werden? – Doch damit würden wir ein Subjekt ohne Handlungs- und Deutungsspielräume konstruieren, eine Marionette der Geschichte sozusagen. Fragen wir daher im Sinne einer Dekonstruktion: Wie wird hier in einer lebensgeschichtlichen Erzählung die Herausbildung einer personalen Identität konstruiert?“ (Sieder 2004: 159f.).

Unter Rückgriff auf die präsentierte Erzählung wird nun expliziert, wo die *aktiven* Anteile des Akteurs liegen, diese und keine andere politische Laufbahn einzuschlagen. Die These ist, dass es die rekonstruierten Deutungsweisen und Orientierungsleistungen, die Strategien des Handelns, der Machtakkumulation und der Identifizierung sind, über die sich der Akteur mit den von ihm vorgefundenen und ihm aufgezwungenen Lebensbedingungen und politischen Diskursen auseinandersetzt. Die Prinzipien der Erzählung (was und wie der Erzähler erzählt) verweisen auf die Prozesse der Aneignung und der Ausbildung eines spezifischen Welt- und Menschenbildes:

„Drei Prozeduren springen ins Auge: Allegorisierung, Typisierung und Homologisierung. Mit Allegorisierung meine ich die Fassung und Deutung eines abstrakten Zusammenhangs mittels Personifikation. Die Personen, die dazu herangezogen werden, sind vornehmlich solche der primären Lebenswelt (Vater, Mutter, der Pate, der Nazi-Lehrer, der sozialistische Armenrat u.a.). Mit Typisierung meine ich die Verwendung von Auto- und Heterostereotypen für Personen und soziale Gruppen: die eigene Straßenbande ist ‚solidarisch‘, die gegnerischen ‚Schlurfs‘ sind ‚asozial‘ und ‚sexuell verwahrlost‘, die jüdischen Jugendlichen sind ‚feige‘, die sozialistischen Februarkämpfer haben ‚versagt‘. Solche Personen und Personengruppen sind bei der Ausdeutung der größeren polit-ökonomisch-kulturellen Zusammenhänge in der Adoleszenz immer schon aus lebensweltlicher Erfahrung bekannt. Sie sind sozusagen das empirisch vorgefundene Personal für das sich entfaltende und verfestigende politische Denken im allgemeinen und die eigene politische Utopie im besonderen; diese bleibt dementsprechend aspekthaft, partikular und inkonsistent. Mit Homologisierung meine ich: Im Binnenverhältnis der Familie, der Straßenbande, der HJ-Gruppe etc. werden vom historischen Akteur eine Reihe von Entsprechungen mit den ‚allgemeinen‘ gesellschaftlichen Verhältnissen entdeckt. Die Deutungsmuster, Ideologeme und Phantasmagorien, die dabei verwendet werden, entnimmt der Akteur den Diskursen, an denen er über das Hören-Sagen, über Schriften und Bilder teilhaftig wird. Die sozialen Rollen, Positionen und Eigenschaften der Familienmitglieder, Nachbarn und Freunde einerseits sowie der jeweiligen Gegner andererseits werden auf die Gesellschaft oder auf Teilgesellschaften projiziert: Die verarmte Familie des pensionierten Offiziers funktioniert so schlecht wie das System des von ihm unterstützten ‚Ständestaates‘, die Hitlerjugend funktioniert im kleinen wie die ‚Volksgemeinschaft‘ im großen; die orthodoxen Juden verhalten sich bei den Angriffen der Hitlerjungen auf der Straße so ‚passiv‘ wie ‚die Juden‘ an der Rampe von Auschwitz usw.“ (Sieder 2004: 160f.).

Weitere Thesen beziehen sich auf die „appellativistische Bezeichnung“ (*labelling*) von Personen und Personengruppen, in denen sich die rassistischen und

sozialdarwinistischen Ideologeme spiegeln, und auf eine Körper-Praxis, in der sich unschwer die ‚zeitgemäße‘ Ausbildung einer soldatisch-männlichen Identität erkennen lässt, welche den Jugendlichen von seinen eigenen ‚weiblichen‘ Anteilen und von den Mädchen und Frauen seiner Um- und Mitwelt nachhaltig entfremdet: *„Die Neigung zur Selbstunterdrückung wird durch eine Serie von Sozialisationsagenturen (Vater, Straßenbande, Pimpfengruppe, illegale HJ, Staatsjugend, Führerschule, Wehrmacht) immer wieder gefordert und gefördert und als ‚Mut‘, ‚Tapferkeit‘, ‚Pflichterfüllung‘, ‚Kameradschaft‘, ‚Treue‘ etc. positiv bewertet. Der Akteur nimmt die von der nationalsozialistischen Bewegung, von der Hitlerjugend und von der Deutschen Wehrmacht geforderte Selbstunterdrückung in sich hinein, um sie etwa als HJ-Führer oder als Offizier gegenüber den von ihm Geführten wieder zu entäußern“* (Sieder 2004: 163).

Die Darstellung schließt mit einer These, die jene zentrale Fragestellung praxeologischer Sozial- und Kulturwissenschaften, von der ich in diesem Aufsatz eingangs gesprochen habe, noch einmal ausdrücklich aufgreift:

„Die Hitler-Jugend wurde für Peter Treumann zum zentralen sozialen Ort seiner Adoleszenz. Dieser soziale Ort organisierte und strukturierte die Dispositionen des Adoleszenten, hier wurde weiter geformt, was zuvor an anderen sozialen Orten (in der Familie, in der Straßenbande) begonnen worden war. Andererseits aber nahm Peter Treumann durch seine Handlungen und Deutungen an der Gestaltung dieses sozialen Ortes auch aktiv teil. Nur durch diese Reziprozität von sozialem Ort und adoleszenter Person kann psychoanalytischer Ich-Theorie zufolge eine ‚Ich-Identität‘ aufgebaut werden. ‚Ich-Identität‘ bedeutet (...) eine wechselseitige Beziehung zwischen einem andauernden inneren ‚Sich-Selbst-Gleichsein‘ und der Teilhabe an den Symbolen, Werten und Charakteristika einer sozialen Gruppe. Wir können ergänzen: und sie bedeutet auch die Abwehr und allenfalls die militante Bekämpfung einer anderen Gruppe und ihrer Symbole und Werte, die vieles von dem repräsentieren, was man für sich selbst abwehren muß. Dies waren für einen Hitlerjungen in Wien vor allem jene sozial ausgegrenzten Jugendlichen, die einem alternativen, hedonistischen Lebensentwurf folgten (die ‚Schlurfs‘), sowie die rassistisch ausgegrenzten Jugendlichen jüdischer Herkunft oder jüdischen

Glaubens“ (Sieder 2004: 163f.).

7. Conclusio

Gewiss ist diese Form der Darstellung nur eine von mehreren Möglichkeiten, die bislang in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Publizistik entwickelt wurden (vgl. u.a. Geertz 1993; 1997). Die nur knapp referierte Falldarstellung zielt darauf ab, eine historisch-empirische Antwort auf eine eminente Frage der Kultur- und Sozialwissenschaften zu geben: wie sich die Praktiken der interagierenden Akteure einerseits und ihre sozialen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen etc. Handlungsbedingungen andererseits dialektisch zueinander verhalten. Oder in einer Paraphrase des berühmten Marx-Wortes formuliert: Wie Menschen unter bestimmten Handlungs- und Deutungsbedingungen ihre Geschichte machen, obgleich sie dabei nicht frei sind. Die Darstellung folgt also dem eingangs erläuterten praxeologischen Paradigma.

Eine Leistung der Fall-rekonstruktiven Darstellung sehe ich darin, den gelegentlich erhobene Vorwurf der Individualisierung des Sozialen durch „biographische Forschung“ (z.B. Bourdieu 1990) zurückzuweisen: Was hier präsentiert wird, ist kein isoliertes oder monadisches Subjekt, sondern es sind zeit-, klassen- und milieusituiertere Interaktionen in Gruppen, die durch die komplexen, konkreten und detaillierten Erzählungen eines einzelnen Akteurs in einem diegetischen Raum vorstellbar, interpretier- und analysierbar werden. Freilich ist die Verallgemeinerung oder die Theoriebildung am einzelnen Fall ‚instabil‘, sie könnte durch andere Fälle widerlegt oder differenziert werden. Aber das gilt für jede sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung, denn in der sozialen Welt gibt es keine universellen Gesetze (Giddens 1988: 403). Der analysierte Fall ist daher auch keine Metapher für viele andere, keine Metonymie, nicht die kleine Welt, in der die große ihre Probe hält. Dennoch gilt das an ihm gewonnene Allgemeine, solange es nicht empirisch falsifiziert worden ist. Dies trifft auch zu, hat man es nicht mit einer Einzelfallanalyse, sondern mit der vergleichenden Analyse

mehrerer Fälle zu tun. Dann ist auch ein Vergleich der Fälle, eventuell sogar eine Typologie der Fälle zu präsentieren, die ich beispielsweise für Eltern und Kinder nach Trennung und Scheidung (Sieder 2008) oder für Kinder und Jugendliche in Erziehungsheimen (Sieder/Smioski 2013) vorgelegt habe.

Emische und etische Perspektiven werden in Einzelfall-Darstellungen wie in der Darstellung von Typen abwechselnd eingenommen, ohne eine der beiden Perspektiven auf Kosten der anderen zu privilegieren oder auszublenden. So ist der im Zuge der sequenziellen Textanalyse regelmäßig vollzogene Wechsel zwischen dem manifesten Sinn und dem latenten Sinn ein Wechsel von der emischen zur etischen Perspektive. Unterziehen wir einen vollständig analysierten Fall einem Vergleich mit anderen Fällen, liegt ebenfalls ein solcher Perspektivwechsel vor. Ebenso, wenn wir nach Diskursen fragen, von denen das erzählende Subjekt Gebrauch macht, indem es sich auf sie bezieht. Aus diesen Gründen geht das im Lauf der Analyse gewonnene Wissen über die beschreibende Verdopplung des alltagsweltlichen Wissens, das der Erzähler oder die Erzählerin selber über sich und seine/ihre Welt präsentieren, deutlich hinaus. Als genuin sozialwissenschaftliches und historisches Wissen fügt es dem Diskurs der Sozial- und Kulturwissenschaften neues, sozial-kulturelle Zusammenhänge erklärendes, also theoretisches Wissen hinzu.

Zitierte Literatur

APEL, Karl-Otto, Transformation der Philosophie, Bd. II. Frankfurt am Main 1976. Suhrkamp.

BLUMER, Herbert, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1+2, S. 80-146. Opladen 1981. Westdeutscher Verlag.

BOURDIEU, Pierre, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main 1976. Suhrkamp.

- BOURDIEU, Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten, S. 183-198. Göttingen 1986. Verlag Otto Schwarz & Co.
- BOURDIEU, Pierre, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1987. Suhrkamp
- BOURDIEU, Pierre, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main 1987. Suhrkamp
- BOURDIEU, Pierre, Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1990/1, S. 75-81.
- BOURDIEU, Pierre & Wacquant Loic J.D., Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main 1996. Suhrkamp
- BUBLITZ, Hannelore u.a., Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt/New York 1999. Campus Verlag.
- DROYSEN, Johann Gustav, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, 4., umgearbeitete Auflage, Niemeyer, Halle 1925. Historisch-kritische Ausgabe in 5 Bänden hrsg. von Peter Leyh und Horst Walter Blanke. Stuttgart/Bad Cannstatt 1977: Frommann-Holzboog.
- FISCHER, Wolfram, Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, Martin (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs, S. 311-336. Dannstadt, Neuwied 1978. Luchterhand.
- FOUCAULT, Michel, Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt am Main 1991.
- FOUCAULT, Michel, Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, S. 243-261. 2. Aufl. Weinheim 1993. Beltz Athenäum Verlag.
- GADAMER, Hans-Georg, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 4. Aufl. Tübingen 1975. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- GEERTZ, Clifford, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main 1983. Suhrkamp.
- GEERTZ, Clifford, Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller.

Frankfurt am Main 1993. Fischer.

GEERTZ, Clifford, Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten. München 1997. C. H. Beck.

GERBEL, Christian/MEJSTRIK, Alexander/SIEDER, Reinhard, Die „Schlurfs“. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im „Dritten Reich“. In: Tálos, Emmerich u.a. Hg, NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2000. öbv&hpt, S. 523-548.

GIDDENS, Anthony, Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt am Main 1983. Campus.

GIDDENS, Anthony, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Mit einer Einführung von Hans Joas. Frankfurt am Main/ New York 1996. Campus.

GLASER, Bernie G./STRAUSS, Anselm L., The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago 1966.

LINK Jürgen, Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik, in: Keller Reiner u.a. Hg., Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden, 2. aktualisierte und erweiterte Auflage, Wiesbaden 2006, S. 406 ff.

MARX, Karl, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW, Bd. 8.

MAYRING, Philipp, Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe u.a. Hg., Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, S. 209-213. 2. Auflage, München 1995. Psychologie Verlags Union.

NAGL, Ludwig, Charles Sanders Peirce. Frankfurt/M., New York 1990. Campus.

OEVERMANN, Ulrich /ALLERT, Tilman/KONAU, Elisabeth/KRAMBECK, Jürgen, Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, S. 352-434. Stuttgart 1978. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

POHN-WEIDINGER Maria / LAUGGAS Ingo, Kohärente Erinnerung? Thesen zu

Diskurs und Alltagsverstand. In: Reinhard Sieder Hg., Kulturgeschichten. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Austrian Journal of Historical Studies, 23 (2012)2, S. 190-207.

ROSENTHAL, Gabriele, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt 1993. Campus.

RÜSEN, Jörn, Historische Methode. In: Meier, Christian/Rüsen, Jörn Hg., Historische Methode, S. 62-80. München 1988. Deutscher Taschenbuchverlag.

SCOTT, Joan Wallach, Die Evidenz der Erfahrung. In: Ballhausen Thomas, Barberi Alessandro Hg., Die Wahrheit des Films / Cinema's Truth, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften / Austrian Journal of Historical Studies, 24 (2013) 4, S. 138-166.

SCHÜTZ, Alfred / LUCKMANN, Thomas, Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003. UVK Verlagsgesellschaft

SCHÜTZE, Fritz, Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde, S. 433-495. Reinbek 1973.

SCHÜTZE, Fritz, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Nr. 1. 2. Aufl. Jänner 1978.

SIEDER, Reinhard, „Vata, derf i aufstehn?“ Kindheitserfahrungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900. In: Ehalt, Hubert Ch. Hg.: Glücklich ist, wer vergißt...? Das andere Wien um 1900, S. 39-89. Wien, Köln, Graz 1993: Hermann Böhlau Nachf.

SIEDER, Reinhard, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft? In: Geschichte und Gesellschaft 20 (1993), S. 445-468.

SIEDER, Reinhard, Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien 1999. Turia+Kant.

SIEDER, Reinhard, Ein Hitlerjunge aus gutem Haus. Narrativer Aufbau und

Dekonstruktion einer Lebensgeschichte. In: Reinhard Sieder, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, S. 127-166. Wien 2004. Turia+Kant.

SIEDER, Reinhard, Patchworks. Das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder, Stuttgart 2008. Klett-Cotta.

SIEDER, Reinhard /SMIOSKI Andrea, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien, Innsbruck/Wien/Bozen 2013. Studien Verlag.

SIEDER, Reinhard, Das Dispositiv der Fürsorgeerziehung in Wien. In: Michaela Ralser/Sieder Reinhard, Hg., Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Austrian Journal of Historical Studies, 25 (2014) 1+2, S.156-193, Innsbruck/Wien/Bozen. Studienverlag.

SOEFFNER, Hans-Georg, Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, in: ders., Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, S. 66-97, Frankfurt am Main 1988. Suhrkamp.

STRAUSS, Anselm L., Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München 1994. Wilhelm Fink Verlag (UTB 1776)

VÖLTER, Bettina u.a. Hg., Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden 2005. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

ZIPS, Werner, Universelle Gerechtigkeit. Zur Globalisierung der Rastafari Philosophie und -Kultur. In: Werner Zips, Hg., Rastafari. Eine universelle Philosophie im 3. Jahrtausend, S. 9-32. Wien 2010. Promedia